



Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

JAHRGANG 1936

J U N I H E F T

PREIS 20 PFENNIG

OBERGAU 10 RUHR-NIEDERRHEIN

Der Inhalt

	Seite
Von deutschem Bauertum	1
Als wir beim Bauern waren	2
Der Tisch mit den Löchern	2
Josefa Berens-Totenoht in ihrer Heimat	4
Mein Berg	6
Aus: Der Femhof	6
Bauernlegende	9
Der Erbe des Hofes Dierk	9
Mädel am Werk	10
Die Haushaltungsschulen sind kein Jugendparadies	12
Zu den Werten des Handwerks	14
Unser BDM.-Jahrbuch 1937	15
Aus „Neuen“ werden Jungmädels	17
Sommerreise oder Lager	18
Ein Paar Jungmädelschuhe	18
Morgenlied im Lager	19
Das Glockengespenst	19
Was war in Buckow los	20
Jungmädels erzählen	22
Die Langerudkinder	24
Jungmädels bauen Blockflöten	27
Streiflichter	30
Unsere Bücher	32

An unsere Postabonnenten!

Wir bitten unsere Leser, die ihre Bezugsgebühren bei dem Briefträger entrichten,
ZUM 1. JULI DIE BESTELLUNG ZU ERNEUERN
 und aus der Reihe folgender Ausgaben zu wählen:

Reichsausgabe	Ausgabe Ruhr-Niederrhein	Ausgabe Franken
Ausgabe Berlin	Ausgabe Mittelrhein	Ausgabe Hochland
Ausgabe Pommern	Ausgabe Hessen-Nassau	Ausgabe Mittelelbe
Ausgabe Nordsee	Ausgabe Kurhessen	Ausgabe Mecklenburg
Ausgabe Niedersachsen	Ausgabe Mittelland	Ausgabe Saarpfalz
	Ausgabe Sachsen	

Zur Sicherung weiterer pünktlicher Lieferung durch die Post muß die Bestellung bis zum 20. Juni abgegeben werden. Auch der Briefträger nimmt die neue Bestellung entgegen.

DER VERLAG.

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

Von deutschem Bauerntum

Der Aufschwung der Technik, verbunden mit dem kapitalistischen Wirtschaftssystem im 19. Jahrhundert brachte den Niedergang und die Vernichtung des bäuerlichen Standes; denn das Bauerntum mit seiner ewig gleichbleibenden Arbeit am Boden stand abseits von dem Wunschtraum des „modernen“ Menschen nach einer hemmungslosen Weiterentwicklung der Technik, der Fabriken, der Maschinen. Der Bauer fand diesem vielgepriesenen „Fortschritt“ zunächst fremd, ja ablehnend gegenüber.

Wie alle Jugend, so erfasste auch die Bauernjugend der damaligen Zeit zuerst Sinn und Nutzen der fortschreitenden Technik. Sie erkannte die leichteren und besseren Verdienstmöglichkeiten in den Fabriken der großen Städte, sie begann Geschmack zu gewinnen an dem Leben und den Vergnügungen in der Großstadt. Ihr eigenes Dasein schien plötzlich ärmlich und dürftig. So erklärt sich die Landflucht der Jungbauern, die in der Generation unserer Eltern ungeahnte Ausmaße annahm. Wenn man bedenkt, daß von den Eltern der heutigen Jungarbeiter in einer unserer Großstädte am Rhein fast 70 Prozent vom Lande zugewandert sind, so erkennt man daraus deutlich den Verlust von wertvollem Menschenmaterial für das flache Land.

Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Es entstand ein Ueberangebot an Arbeitskräften in der Stadt, während auf dem Lande Arbeitskräfte fehlten. Es entstand Arbeitslosigkeit, ein Wettstreit um jeden Preis und unter allen Bedingungen, das von den kapitalistischen Unternehmern rücksichtslos ausgenutzt werden konnte. Es entstand das Proletariat, das aus seinem sozialen Elend heraus allen fremden Einflüssen zugänglich war, wenn sie nur Brot, ein leichteres Leben und bessere soziale Verhältnisse versprachen.

Zu gleicher Zeit setzte vor allem unter den besitzenden Kreisen der Städte eine Art „Stadtflucht“ ein. Man fühlte sich plötzlich eingekerkert in den Mauern der Städte, man schwärmte von der freien Natur, von dem einfachen und schlichten Leben der Bauern. Es wurde Mode, in die „Sommerfrische“ zu fahren, Ausflüge und Wanderungen zu unternehmen. So entstanden neue und sehr eigenartige Beziehungen von Stadt zu Land. Der Bauer sah im Städter letzten Endes einen Faulenzer, der spazierenging, während er selbst arbeiten mußte, der ihn aufhielt mit lächerlichen Fragen, den man aber doch nicht ent-

behren mochte, weil er Geld ins Haus brachte. Der Städter aber betrachtete den Bauern als den urwüchsigen Naturmenschen, dessen genügsames Dasein man wohl romantisch verherrlichte, dem man aber doch als dem Menschen einer niedrigeren Kulturstufe mit herablassendem Wohlwollen gegenüberstand.

Es war klar, daß auf dieser Grundlage keine engere Bindung zwischen Stadt und Land entstehen konnte; andere Beziehungen aber waren im Deutschland der Vorkriegszeit kaum vorhanden. Einzig der deutschen Jugendbewegung gelang auf ihren Fahrten ein ehrliches Verkehren des bäuerlichen Lebensstiles. Sie suchte das fast verschüttete alte Brauchtum, das Liedgut und die Tänze der Bauern zu erhalten und neu zu beleben. Aber sie blieb eine kleine Minderheit, der Durchschnittsdeutsche wußte kaum von ihrem Vorhandensein.

Dann kam der Krieg und nach ihm die Zeit der größten deutschen Not. Tiefer als je schlen die Kluft zwischen dem wurzellosen Proletariat und dem erdbewurzelten Bauern. Es wurde zum heftigsten politischen Schlagzug der verschiedenen Parteien, Bauern und Arbeiter gegeneinander auszuspielen. Erst der Nationalsozialismus brachte nach dem Wirrwarr der Meinungen und politischen Richtungen die einzige Lösung, die beiden Teilen gerecht werden konnte: die gemeinsame Arbeit für den gemeinsamen Staat. Städter und Bauer fanden sich plötzlich in einer großen Gemeinschaft am gleichen Werk und erkannten, daß sie viel voneinander lernen konnten. Der entwurzelte Städter achte wieder die Bodenständigkeit und Sicherheit des bäuerlichen Lebens. Er lernte wieder begreifen, was Heimat ist, was Erde und was Treue zum Land ist. Der Bauer aber sah über sein kleines, eng gebundenes Dasein hinaus das Ganze, den Staat, das Volk, dem er mit seiner Arbeit und seinem Leben verantwortlich ist.

Zwischen Stadt und Land entstand etwas Neues, das bisher noch nie dagewesen war: Kameradschaft. Und es war wieder die Jugend, die diesen neuen Gedanken mit ihrer ganzen Begeisterung und Hingabe ergriff. Wenn wir heute in Stadt und Land die gleichen Aufgaben stellen, wenn wir dieselben Lieder singen, dieselben Feste feiern, so ist das keine bloße Gleichmacherei zugunsten einer uniformierten Staatsjugend. Jeder von uns kennt seine Art und ihren Wert, ob er aus der Stadt oder vom Lande kommt. Andersartig aber gleichwertig, so stehen wir in Kameradschaft zusammen. Unsere Wege sind verschieden, das Ziel aber ist das gleiche: Dienst an unserer Heimat, Dienst am Volk und Staat.



Als wir beim Bauern waren

Wir hatten nicht anders gekonnt. Unsere ersten freien Tage hatten uns aus der Stadt getrieben zu dem Bauern, bei dem wir im Landjahr waren. Nun gehen wir den altbekannten Weg vom Bahnhof zum Dorf. Wie hoch das Korn schon auf den Feldern steht! Als es gesät wurde, waren wir mit dabei. Fast ist es „unser Korn“, als wir daran denken . . .

Die Heder waren damals noch leuchtend vom letzten Schnee und glänzten in der Sonne. Die Weidenbüschchen blühten auf im Licht und säubten ihr Gold bis in die Wegfurche. Der Bauer selbst ging tagtäglich hinter dem Pflug. Wir sangen die Lieder vom März und Malen; die Knechte und Mägde auf dem Hof sangen sie mit. Seltsam bedächtig und fleißig waren die Tage der Frühjahrsarbeit, gar nicht so schnell wie in der Stadt waren die Dinge getan; wir lernten viel, zu allermeist das Staunen.

„Ja“, sagte die Bäuerin, „magst du noch rauken! Das ist dann ja kein schlechtes Zeichen. Bei euch Städtern ist es ja sonst üblich, alles unter die Räder zu bringen, und dabei habt ihr den Kopf so voller Weisheit!“ —

Wenn sie so sprach, hatte sie immer ein stolzes, überlegenes Lachen um den Mund. Sie sagte auch, ich dürfe nicht so schnell und hastig atmen — die Erde hier mache auch tiefe Atemzüge; und wir sollten nicht so schnell und überhastet laufen — die Erde verträge das Schreiten besser, wir sollten uns gut vertraut mit ihr halten.

So hatte ich denn ein neues Maß von Weite und Bedächtigkeit begreifen lernen müssen. — Die Bäuerin erkannte jeder gleich an der blauen, weiten Schürze; es waren lauter weiße Herzen hineingefärbt, und wenn sie glücklich war, schien es mir wie in einem Märchen; es war alles so geheimnisvoll; selbst das Lachen war immer verhalten, und wenn der Bauer breitbeinig da stand, sah er aus wie einer der Weidenstümpfe, die sich rot färbten im frühen Jahr. Es lag dann ein roter Schimmer über dem Haar und ein Rosten in den Gliedern.

Eines Morgens hatte die Bäuerin mich nach Budde geschickt mit der weißen Kanne und „int Köröken dat Knabbelnappen“. Vor dem Jaun hatte der Hirt sein Nest; den Tag zuvor war es noch nicht dagewesen. Da hatte ich sie rufen müssen: „Hollebäuerin, dat Nest is ferddig, kiel as an!“ — „Ru nich, gauch so, Deern, den Bude moacht all up en Kamp up sin Frühstüd!“ —

Dann sah ich den Budde seine Furchen ziehen; nach quoll es aus der Erde. Die Kermel hatte er hochgetrempelt. „Pirr . . .“ rief er, als er mich kommen sah; da hielten die Pferde. Darauf nahm er küßschweigend den runden Tontump auf die Knie und löffelte bedächtig. Ichob dabei seine blaue Kappe tief in den Nacken. Später hörte ich ihn flöten und mit den Fingern knallen. Alles dampfte über dem Acker, die Pferde, die warme Erde . . . Die braune Stute wieherte hell, ich glaube, dann und wann lachte sie sogar.

Ich mußte über alles nachsinnen. Es war doch so vieles anders hier. Die Erde war einem so nah, nirgendwo mit Steinen und Häuserblocks zugelegt. Wie alt mochte die Erde sein? Sie war wohl immer dagewesen, unter den Wolken, abends unter den Sternen. Sie wanderte unter der Sonne, wurde nicht müde und alt dabei. Jeden Frühling hob sie die jungen, grünen Halme in das Licht. Da wollte nun der alte Jasper liegen, einmal würde auch die Erde sterben und kalt sein! Er war ein alter Bauer und die Leute glaubten ihm viel; einige sagten aber auch, er hätte das Spinnen im Kopf. Ich fand ihn aber ganz richtig und vernünftig, und er hatte die Erde so lieb, wie wir alle. Erde, das war ihm Heimat geworden — vielleicht so, wie uns die Stadt. Aber etwas Ursprünglicheres hatte diese Heimat als unsere. So still war sie und so fleißig; in alle Stuben trug sie das heilige Brot.

Abends mußte ich an Mutter schreiben: „Es sind lauter braune Heder um dieses Dorf herum. Ich habe es lieb. Der Bauer und die Bäuerin sind gar nicht so altmodisch, es sind eben ganz andere Menschen. Sie haben einen Sinn mehr, den wir nicht mehr so spüren wie sie, den Sinn der Erde. Der macht ihnen die kleinen Dinge des Alltags leicht. Mit gleicher Liebe blüht sich die Bäuerin über den Spaten bei der schweren Gartenarbeit, steht sie am Waschtrog, beugt sie sich über die Wiege, streicht sie des Abends dem Kahl das glatte Fell. Sieh, man muß nicht verbauern auf dem Dorfe. Glaub du nur daran, daß es notwendig ist, einmal recht schaffen müde zu sein, sich über eine harte Arbeit nicht zu wundern, alles tun, um zu lernen. Ein solches Herrmentum auf eigener Scholle ist das, da hat jeder seinen Glauben, seinen Teil Liebe und Pflicht mit hineinzugeben.“

Abends, wenn ich in meine Kammer gehe, ziehe ich die schweren Schuhe aus. Dabei weiß ich: das tun jetzt die anderen auch. — Hier ist mir das so recht klar geworden: Gemeinschaft kann nie aus einer Klasse von Menschen kommen, Gemeinschaft, das ist eben gemeinsame Arbeit und Freude, das ist gemeinsames Denken in allen Dingen.

Jeden Abend kommt die Hollebäuerin noch einmal durch die Kammern. Einmal hat sie zu mir gesagt: Ru slaop gut. Dares nich so veel spintifiëren, dat kümmt nitz nich bi erut! Es sind doch so veel Minischen up de Erb! — Mit jedem hat die Bäuerin den besonderen „Snaf“, Man braucht ihr nur auf die Hände zu sehen, dann weiß man, wo anfangen. Mutter, ich bin froh, daß du mich daran nicht vorbeigehen ließe!“ . . .

Ein Westfalenmädcl.

Der Tisch mit den Löchern

„Wenn Sie hier durch die Heide gehen und dort hinkommen, wo nur ganz vereinzelt ein paar Häuser liegen und in einen solchen Hof hineingehen, so werden Sie vielleicht einen Eichtisch mit ausgehöhlten Löchern finden, in die man das Essen schüttet. Alle Familienmitglieder löffeln ihre Suppe oder was es sonst gibt, aus diesen Löchern. Dabei sagen sie vielleicht noch keine fünf Worte; aber glauben Sie, daß diese Menschen dort draußen mehr Kultur haben, als die aus der Stadt, die hier mit einem Auto herumlaufen, nur nach Wirtschaftern suchen und dabei vielleicht eine ganze Menge Bücher gelesen haben? Ich sage immer: es gibt zweierlei Kulturen heute: die Sachkultur und die der Persönlichkeit. Es ist schön und gut, wenn man beides vereinen kann, aber leider ist es meistens nicht so, und nur zu oft zerstört die Sachkultur die der Persönlichkeit.“ —

So hatte uns der alte Lehrer gesagt, als wir auf einer unserer Fahrten ins letzte Heidedorf kamen. Wir haben ganz still zugehört. Nein, verstanden haben wir das nicht alles, wenn wir auch fühlten, was er damit meinte. Aber wir haben darüber nachgedacht, jede für sich; und später kamen wir wieder

darauf zu sprechen. Da sind wir am nächsten Morgen mit unseren Rädern losgefahren, um das einmal selbst zu erleben. Eine Stunde hinter dem Dorf sollten vier Höfe liegen. Der am weitesten abseits läge, sollte der älteste sein. Dort wäre auch der Tisch mit den Löchern.

Es ist ein weiter Weg bis dorthin. Birken tragen ihr frisches Grün. Lauter gelbe Sandkreden und dazwischen ein paar Wiesen. Zwischen dem Gras stehen Baumstümpfe heraus. Gräben zur Entwässerung laufen an den Seiten. Oft bleiben wir auf den schmalen Wegen im Sand reden; später schieben wir unsere Räder. Endlich liegt ganz versteckt vor uns ein Haus. Niemand ist aber zu sehen. Wir wagen nur sehen, hineinzugehen. Wir hören etwas wie Schweinegrunzen und gehen darauf zu. Die Stalltür steht offen. Sauber ist alles! Blitzsauber!

Auf dem Gang kommt eine Frau mit einem Eimer. Wir gehen auf sie zu. Sie hat gewollt und noch die große Schürze umgebunden. Aber wie sie da steht und uns abschäuernd ins Auge faßt, da fühlen wir ganz klar, daß diese Frau ein ganzer Mensch ist, eine rechte Bäuerin, die das Leben in Haus und Hof in ihren Händen hält, und daß sie es gut lenkt. Sie befiehlt nicht nur, sondern greift selbst zu, und mit einer ungeheuren Sicherheit schägt sie alles Neue ab und ordnet es ein; denn strenge Ordnung muß herrschen.

Wir sagen ihr, daß wir gekommen sind, weil wir einmal unsere Heimat kennenlernen wollen. Das klingt merkwürdig in dieser Umgebung, finden wir; so richtig „hädilich“. Die Frau antwortet nicht, sagt nichts dazu; nicht, daß es schön sei von uns und auch nicht, daß wir weiterfahren sollten. Sie macht nur eine Bewegung mit der Hand, und wir verstehen diese Bewegung: „Seht euch das nur an!“ Als wenn sie sich schon viel zu lange aufgehalten hätte, nimmt sie den Eimer fester und geht zur nächsten Kuh.

Sie kümmert sich gar nicht weiter um uns. Wir wünschen im Stillen, wir wären schon wieder vom Hof fort. Es geht eben alles seinen geregelten Gang, und erst kommt die Arbeit.

Alles, was nicht zur Arbeit, was nicht zu Hof und Feld gehört, ist nebenächlich und muß hinten angestellt werden.

Ein Mädchen kommt herein, nicht älter als zwölf Jahre. Aber in seinem Blick liegt schon das gleiche Abwägen und Abschäuen, die gleiche ruhige Selbstverständlichkeit und ein ungelanntes Wissen um die Gesetze der Scholle. Es erschrickt etwas, als es uns sieht. Es geschieht wohl selten, daß hier Fremde herkommen. Aber es hält sich nicht auf, nimmt, ohne ein Wort zu sagen, den vollen Eimer und trägt ihn fort.

Endlich ist auch die Bäuerin fertig, nickt mit dem Kopf und geht voran. Dieses Nicken heißt: „Folgt mir nur.“ So bekommen wir die inneren Räume auch zu sehen — und — da steht der Tisch, der schwere Eichentisch mit den ausgehöhlten Löchern, aus denen man ißt. Sie steht unser Erstaunen, aber sie sagt nichts. Alles ist massiv und haltbar. Nichts Unehmes ist daran, so wie die Besitzer auch nichts Unehmes an sich dulden. Als wir uns die Würste ansehen, die dort oben hängen, nimmt sie eine ab, holt ein Stück Brot und reicht uns beides hin. Ihre Augen befahlen laß: „Annehmen ohne Ziererei und langes Gerede; denn mögen tut ihr es doch!“ — Wir nehmen und wollen danken. Wieder sagen die Augen: „Laßt die vielen Worte. Wieviel Dank euch vom Herzen kommt, sehe ich euch ja auch so an.“

Draußen kommt der Bauer auf den Hof; das heißt, man hört seine Schritte, jeder Schritt wiegt schwer. Ein kurzer, erschauerter Blick trifft uns, dann verschwindet er wieder. Nun wissen wir, daß wir jetzt gehen müssen, daß man die Ordnung im Haus nicht länger stören kann. Zudem wird es nun wohl Abendbrot geben.

Als wir die breitgefahnen Furchen entlang gehen, sehen wir den Bauern mit der Pfeife im Mund am Acker stehen. Feierabend ist, und der Bauer schaut über sein Land. Die Erde hier bleibt immer die gleiche, immer die feste, duftende, fruchttragende, in die man alles, in die man Kraft und Samen legt und von der man hundertfach erntet!

Ein Münsterländer Mädel.



Aufnahme: Dr. Paul Wolff



Josefa Berens-Totenohl in ihrer Heimat

Es ist ein strahlend schöner Tag, als ich die Dichterin des „Femhof“ und der „Frau Magdlene“ in ihrer Heimat besuche. Die waldigen Berge des Sauerlandes stehen mit reinen, klaren Linien gegen den Himmel, mit zur Seite rauscht die Gleise; Blumen blühen überall am Wege. . . . „Die Bahn entlang, dann rechts am Bach hinaus — dann kommen Sie an ein Tor, daran steht „Eintritt verboten“; aber Sie dürfen schon durch.“ So hatte die Wirtin in Gleierbrück mir den Weg beschrieben.

Dann sehe ich vor Josefa Berens-Totenohl in ihrem kleinen Heim, das sie sich in der Fischerhütte am Totenohl geschaffen hat. Sie könnte eine der westfälischen Bäuerinnen sein, mit ihrem blonden, straffen Haar, dem ruhigen Gesicht und den lebendigen, heißen Augen. Es ist auch etwas von der Selbstverständlichkeit der Bäuerin in der Art, wie sie mir ihre Wohnung zeigt: ihr Wohnzimmer und ihr schön getäfeltes Arbeitszimmer mit dem gußeisernen sauerländischen Ofen, mit den vielerlei Dingen, die sie von ihren Reisen mitbrachte, hant in ihrer Zusammenfassung und doch einheitlich durch Willen und Geschmack der Besitzerin. Fast jedes Stück hat seine Eigenart und seine Geschichte.

Es ist schön, der Dichterin zuzuhören, wenn sie von ihren Reisen erzählt, wenn sie Aquarelle und Ölbilder vorweist, die sie im Süden malte, in Barcelona, in Granada, in Marokko. „Der Süden ist schön wie ein Märchen“, sagte sie, „leuchtend bunt und seltsam anziehend. Aber es ist nichts auf die Dauer für uns nordische Menschen. Es macht müde.“ Die nordischen Länder dagegen liebt sie: Norwegen, Bergen, in dem sie längere Zeit lebte: „Vielleicht ist es die Verbindung zur deutschen Hanse, die mir Bergen so vertraut macht, vielleicht auch seine Beziehung zu nordischem Kulturgut, das mir so nahe ist; jedenfalls habe ich immer ein wenig Sehnsucht, wenn ich an Bergen denke. Dort könnte ich wohl auch für immer sein.“

Aber als wir dann zusammen über die Wiesen mit den bunten Blumen gehen, als wir die jungen Birken betrachten und die gepunkteten Forellen in den Fischteichen, als sie von Vögeln und Tieren des Sauerlandes erzählt und von den Bauern, die ihre Freunde wurden, da merkt man doch, wo ihre eigentliche Heimat ist, woher sie ihre Kraft nimmt und ihre Sicherheit. Aber es mag wohl sein, daß eine Frau wie Josefa Berens-Totenohl gerade von diesen Dingen nicht spricht: Was selbstverständlich ist, braucht nicht gesagt zu werden.

Später liest sie aus ihrer Gedichtreihe „Das schlafende Brot“. Was im „Femhof“ und der „Frau Magdlene“ oft als Ahnung zwischen den Zeilen steht, wird hier klar ausgesprochen: Das

Ringen des Menschen um die letzten Dinge des Lebens. „Unser aller Weg mündet im Geheimnis; die Menschen nennen es Gott“, sagt die Dichterin. Es ist die Bindung, unter der auch Magdlene im „Femhof“ steht. „Wissen, daß man gebunden ist, aber in dieser Gebundenheit Holz sein, das ist der Weg jedes starken Menschen. Wir müssen alle begreifen lernen, daß der Sinn des Lebens in Dienst und Opfer für etwas Größeres liegt.“

Von diesen Gedankengängen aus kommt sie zu Robbe, dem bösen Geist des „Femhofes“. „Robbe könnte auch ein Jude sein“, meint sie, „aber ich wollte diese Gestalt nicht so eng fassen. Jeder Einzelne muß schlecht werden, der die Bindung an Volk und Heimat verloren hat. Wieviel mehr ein ganzer Stamm. Der Wert eines Volkes besteht darin, daß es bereit zum Opfer ist. Für was aber soll der Jude opfern? Für was der Zigeuner, für was der rastelose Robbe? So müssen diese Menschen zu den Feinden und Verderbern der anderen werden.“

„Dienen, aber dabei Holz sein“, das könnte auch über dem Leben der Dichterin selbst stehen. Sie kommt aus westfälischem Bauerngeschlecht; das Sauerland ist ihre Heimat, hier leben auch heute noch ihre Verwandten. Ihre Jugend verbrachte sie ganz in der bäuerlichen Umgebung, bei Feldarbeit und beim Viehhüten.

Dann wurde sie Lehrerin und kam in die Stadt nach Düsseldorf. Hier erkannte sie, daß ihr Weg anders gehen müsse als in den ausgefahrenen Geleisen eines anerkannten „bürgerlichen“ Berufes. Sie verließ ihre Stelle und wandte sich zur Malerei. Es mag für die traditionsgebundene bäuerliche Familie ein schwerer Schlag gewesen sein, als Josefa aus ihrem sicheren Broterwerb fort zur „brotlosen“ Kunst ging.

Für die junge Künstlerin begann damals eine Zeit der bittersten Not. Wie und wovon sie damals eigentlich lebte, darüber geht sie in ihrer verhaltenen Art mit einem Scherzwort hinweg: „Es hat eben Wasser und Brot gegeben, wie im Gefängnis.“ Aber man glaubt fast Frau Magdlene sprechen zu hören, wenn sie sagt: „In dieser Zeit ging ich fort von hier, an die Weser. Hier im Sauerland kannten mich zu viele Menschen. Ich bin den Weg gegangen, den ich gehen mußte. Wie es mir dabei ging, brauchte keiner zu sehen.“

Kein Bild geht über die Wände des Arbeitsraumes, bleibt auf dem Bild der „Korne“ über dem Schreibtisch haften. Eigenartig und hart ist der Kunstwille dieser Frau. Unbekümmert und kühn stehen Linien und Farben nebeneinander. In Verzicht auf jede billige Schönheit oder Wirklichkeitsstreue sucht sie

den Geist der Edda bildhaft zu gestalten. „Die „Norne“ ist eines der wenigen Bilder, die bei mir geblieben sind“, sagt die Künstlerin. „Ich hatte noch andere — Landschaften und Porträts — sie sind alle fort. Aber dieses . . . freilich, es ist nicht so, daß jede Tante es sich über das Sofa in der guten Stube hängen könnte; aber es ist eines meiner liebsten!“

Ueber die Malerei kam Josefa Berens-Totenohl zum Stiden. Ein seidener Wandteppich hängt in ihrem Zimmer, eine Darstellung aus dem Lied von den zwei Königskindern: „Ach Lieber, könntest du schwimmen, so schwimm doch herüber zu mir; drei Kerzen will ich anzünden, und die sollen leuchten zu dir...“

Vor einem Hintergrund aus dunkelblauen, blaugrünen und grünen Tönen kniet die Königstochter in leuchtend rotem Mantel, lila Schleier, blonden Haaren. Vor sich hält sie den Leuchter mit den drei Kerzen. Es liegt ein solcher märchenhafter Zauber und eine solche Innigkeit über dem Werk, daß man es gar nicht wieder vergessen kann.

„Davon möchte ich wohl ein Bild haben“, sagte ich; aber die Künstlerin lächelt: „Ich hab' es versucht, aber das läßt sich nicht fotografieren!“ Ich spüre, daß sie recht hat. Man darf dieser Stiderei nicht die leuchtenden Farben nehmen, nicht die spielenden Lichter auf den Seidenfäden, die durch die leichten Wellen des Stoffes entstehen und dem Ganzen sein heimliches Leben geben.

„Seit ich schreibe, male ich gar nicht mehr“, sagt Josefa Berens-Totenohl. „Stiden geht eher. Ein Werk fordert den ganzen Menschen, wenn es gelingen soll; da darf man sich nicht verzetteln und zersplittern.“ Damit sind wir bei dem Thema, das uns wohl beide am härtesten gefangen nimmt, beim „Femhof“ und bei der „Frau Magdlene“. Man empfindet schon

Das Haus der westfälischen Dichterin



beim Lesen der Bücher, daß es der Dichterin um mehr geht als um die Formung eines geschichtlichen Stoffes und auch um mehr als nur um die Gestaltung des westfälischen Menschen in seiner Herzlichkeit, seinem Stolz und seiner Eigenart. Worte der Magdlene wie „Wir können nur da stehen oder nicht da stehen“, „Man trägt, was man muß; der Kläglich trägt alles“ heben gerade in ihrer Einfachheit diese Frauengestalt über Zeit und Raum weg in das Zeitlose eines echten Werkes, das Richtung zu geben weiß.

„Wir hatten die Einfachheit verlernt in der Kunst der letzten Zeit“, meint Josefa Berens-Totenohl. „Daher fanden wir nicht mehr zum Volk. Denn das Volk ist einfach geblieben und fester in seinem Urteil. Daraus nimmt es seine große Kraft. Wir müssen auch wieder so werden. Im Leben und in der Kunst. Vor tausend Jahren mußte man mehr davon als

heute . . .“ und sie greift hinter sich nach einem Eddaband aus der Thule-Sammlung. Dann liest sie mit dem Anfang einer Saga, einer von denen, in denen jedes Wort dasteht wie gemeißelt. Keines zu viel und keines zu wenig, hart, klar und unendlich sparsam in den Mitteln.

„So müssen wir wieder schreiben lernen. Nicht durch Nachahmen dieses alten Stils, der vergangen ist und vergangen bleiben wird, sondern durch Neuschaffen aus gleichem Geiste. Schon fängt man in Deutschland an, diesen Weg zu erkennen und zu gehen. Und es ist die deutsche Jugend, die ein Vortrupp auf diesem Wege ist . . .“

Dann erzählt sie von ihren Vortragsreisen durch Deutschland, von den vielen Abenden, an denen sie mit Jungen der HJ oder mit Mädchen des BDM zusammenkam. „Immer wieder haben sie mich gerufen, und immer wieder bin ich gern zu ihnen gekommen, den ganzen Winter durch. Aber jetzt kommt eine Pause. Ich muß Ruhe und Zeit für mich selber haben. Man kann auch nicht hundertmal über das gleiche sprechen, ohne daß es einem selbst zum Ueberdruß wird. Ich habe darum in letzter Zeit alle Einladungen abgewiesen, und so wird es den Sommer über bleiben.“

Danach zeigt sie Briefe, die Jungen und Mädchen ihr geschrieben haben: „Es ist schön, zu sehen, wie sicher die heutige Jugend ihren Weg geht; wie klar sie Abstand nimmt von hohlem Geschwätz und Schönredelei. Ueber solche Nachwerke weg geht sie ohne viel Worte zur Tagesordnung über. Was aber die Jugend nicht erfassen kann in ihrer Aufnahmefähigkeit und Begierde, das ist tot!“

Ich denke einen Augenblick an die Urteile der „anderen Seite“ über uns, höre die Ausführungen über die „kulturlose“, „ehr-furchtslose“ Hitlerjugend, über die „unweiblich marschierenden Horden“ des BDM. — „Es gibt viele, die anders über uns denken, und es ist nicht immer leicht, sich dagegen zu wehren“, sage ich.

Da schaut mich die Dichterin mit einem leisen Lächeln an, und in ihrem Bild liegt viel warme Mütterlichkeit und ein großes Vertrauen: „Darum sollt ihr euch nicht sorgen“, meint sie, „es wird immer solche geben, die euch nicht verstehen können, und auch solche, die euch nicht verstehen wollen. Laßt euch nicht irre machen, euer Weg ist der rechte . . .“

Stunden später trägt mich der D-Zug durch die Nacht wieder nach Berlin zurück. Ich sitze inmitten von Menschen, die mich nichts angehen, die nichts von dem wissen, was ich heute erleben durfte. Seltsam fremd ist mir das ganze Getriebe um mich herum. Vor meinen Augen steht immer noch der leuchtende Sonntag im Sauerland, ein kleines Fischerhaus und eine feine, mütterliche Frau, die zu mir sagt: „Laßt euch nicht irre machen, euer Weg ist der rechte.“

Eine Berliner BDM-Führerin.

„Die Norne“ von Josefa Berens-Totenohl



Mein Berg

Als hätte Doners Hammer deine Stirn geformt,
so ragst du in die Nacht,
dein Auge
trunken von Licht,
das dir die Sonne noch im Niedergang
aus glüh'ndem Becher bot.

So schaust du Tag um Tag
und Nacht um Nacht auf mich,
dein Auge
ein Vulkan an Trotz, an Kraft!
Der Fluß, der deinen Fuß umfließt,
stockt einen Herzschlag und verweilt,
dann braust er fort zu Fernen.

Mich aber trägst du Jahr um Jahr,
und will mein Herz verzagen,
dann öffnest du dein Auge weit
und überströmst mit Herrlichkeit
mein Leben.
Du reißt mir auf des Himmels Tor,
ich wachse in dein Licht empor,
empor bis zu den Sternen.

Josefa Berens-Totenohl

Aus: Der Zernhof

Mit den Glockenklängen, die am Osterfest Berg und Tal erfüllten, feierte die Leuzsonne fröhliche Urständ. Zuhilfenahmender schwangen gleich kunkelnden Schwalben, heimkehrfroh, im Frühlingslicht, flogen von Mund zu Mund, von Herz zu Herzen. Auf einmal war der Ausbruch aus der Dampfhölle der Not zur Gewißheit der Gnade geschehen! Halleluja!

Was jung war, zog und wanderte geschmückt und froh auf weiten Wegen durch die Berge zum Hause des Herrn, jubelnd, alle Flammen der Hoffnung im Herzen entzündet. Langsamer kamen die Alten. Wo Pferde im Stalle standen, holte man sie heraus, reichte sie in gepudertes Gezügel und ritt oder fuhr zur Kirche, vornehm und stolz. Wenn die Pflicht daheim hielt, der trug doch in Gewandung und Gebärde dem hohen Fest Rechnung.

Auf dem Wulfsbühl hatte Ulrich die Wacht übernommen. Das war keine leichte Sache, denn zu den hohen Festtagen sammelte sich auf den Höfen viel fahrend Volk an. Ein Sammel wurde für sie geschlichtet, Bier wurde gereicht. Meist waren es alte, bekannte Bettler, dazu kamen mancherlei Langerer, Tataren, zerlumpte und ausgebeugte Landstroläher und sonstiges, am Leben zerstücktes Volk, das nach ungeschriebenen Regeln sich an den Tischen des Landes verteilte und irgendwo am Herd niederlag, ungebeten, unverwiesen.

Immer aber fanden sich alte Gesellen darunter, denen der Festtag in mehr als einer Hinsicht Erntetag war, und nicht selten gab es am Ende zu löschenden und Verlorenen neu hergerichteten. Dennoch stand die Sitte fest, jeder Bauer rüstete doppelten Tisch und doppelten Trank; ja, er mußte selber dem Volke mittrinken, nachdem es ihm den üblichen Gottessegens dargebracht.

In der großen Küche in der Tiefe der Diele wartete Brigitte, die Großmagd. Die lange Tafel der Diele war festlich gedeckt. Feines Linnen und bestes Gerät zeugten vom Glanz des

Hauses. Auch hier rechnete man mit Gästen, Zufallsgästen, die etwa von der Kirchfahrt mit herkommen würden; traf man sich doch alljährlich nach langer Winterszeit auf Ostern wieder zu frohem Gruß.

Das Brachstück der Tafel war der schwere, silberne Festhumpen, die Ehre des Hauses. Vor Generationen hatte ein Arnberger Graf denselben einem Wulfsbauern geschenkt. Der Bauer hatte gewagt, dem andern Fehde anzusagen, wenn der auf der Jagd noch einmal in sein Revier einfallen, wie es allda geschehen. Der Ahn war ein rechter Wulf gewesen, und der Graf hat sich zuletzt zu einer Antwort wohl genötigt gesehen.

So hat er ihn zur Herbstjagd eingeladen und ihn beim Schmaus rechter Hand an die Tafel gesetzt. Er hat Gefallen an ihm gefunden, hat ihm zugetrunken und ihm dann den Trank mit dem Silberhumpen überreicht. Bekräftigen zum Angedenken und zur Freundschaft.

Der Wulfsbühl, der jedoch seinen Stolz nicht zu Hause gelassen hatte, sondern nahe vor dem Schlosse warten ließ, ließ seine Leute herantreten zur großen Halle, in der man tafelte, und ließ sie das Häuflein Wulfsbühl, das sie mit sich führten, dem Arnberger auf die Schwelle setzen. Darauf der Ahn:

„Ich wollte Euch nur zeigen, daß sich Wulfsbühl im gräßlichen Humpen wohl anläßt. Glück zu!“ und füllte den schönen Becher am heimischen Faß, reichte ihn dem Grafen: „Auf Gerechtigkeit!“, worauf der parierte: „Alle Zeit!“ und der hat den Trank nicht verschmüht, und nicht die Freundschaft mit dem stolzen Hof im Lennetal.

Bald wurde der Ahn Freischöffe am heimlichen Gericht zu Arnberg. Diese Ehre blieb bei dem Hof, und der jetzige Bauer nahm sie, wie alle seine Vorfahren, sehr ernst.

Der Festhumpen aber stand in Ehre und Ansehen von Geschlecht zu Geschlecht. Am Verlobungstage des Sohnes trank der alte Bauer zum letzten Male aus ihm, trank sich alle Wehmut von seiner Seele, die in einem solchen Augenblicke liegen kann, einem Augenblicke, der den Abschied von Werk und Leben, wenn auch leiblich, einleitet.

Am Hochzeitstage des Sohnes und Erben trank der alte Bauer dem Nachfolger nur mehr zu. Der nahm dann den Becher, reichte ihn der Braut, die ihn mit ihren Lippen weihte, daran nippte, und ihn dem Bräutigam zurückreichte. Der leerte ihn dann bis auf den Grund.

„Auf Gerechtigkeit!“ sprach der Vater dabei. Die Braut schwieg, der Sohn parierte: „Alle Zeit!“ So war die gewordene Regel. Dann kam auf dem Grunde das Arnberger Wappen zum Vorschein, und das Erinnern an die edle Herrschaft, die mit dem Wulfsbühl fortan auf „Gerechtigkeit“ stand, ward jedesmal erneuert.

Der jeweilige Bauer trank nur an Festtagen aus dem ehrwürdigen Stück, niemals sonst, bis auch er bereinst Abschied nahm und den Becher weiterreichte. Es gab nichts im Hause, das so feierlich geweiht, das so sehr Gleichnis und Schicksalszeichen war wie dieses Stück aus edler Hand. Glück und Schmerz, Segen und Hoffnung, Abschied und Tränen aus rauchbewimperten Augen ruhten auf seinem blühenden Grunde und machten ihn zum Heiligtum und Heiligtum für alle Zeit, solange ein Wulfsbühl ihn heben würde. —

Es ging schon in den Nachmittag, und noch immer waren die Kirchgänger nicht zurück. Alles Gesindel, das sich zur Tafel geladen, war versammelt. Ulrich hatte viel zu schaffen. Da er selber neu war, kannte er nur wenige der Gesellen. Einen hatten sie im Winter länger unter Dach gehabt, einen Korbflächter, Lude genannt. Den nahm er sich zu Hilfe als Vermittler und Betreuer.

Lude hatte ein Stelzbein, lächelte stets, auch wenn er klagte. Er war harmlos wie ein Kind. Alle sahen ihn gern; namentlich die Kinder auf den Höfen sprangen ihm entgegen, wenn er kam. Man sah ihm an, daß seine Nöte niemals groß waren.

Nichts lastete auf ihm, alles fiel von ihm ab wie Sand. Als der Herr Pfarrer ihm einmal mit der Hölle gedroht, als Strafe für den Branntwein, den er sich gern gönnte, da hat er still zu ihm gelächelt:

„Wenn er mich denn da hineintun will, der Herrgott, eine vierzehn Tage, dann bin ich's gewohnt. Herr Pfarrer, das sagt Euch der Lude aus Erfahrung!“ und er lächelte dem gerechten Herrn nach, als habe der ihm die glücklichste Ver-

heilung darüber gemacht, daß er nunmehr auch schon in der Ewigkeit sein Unterkommenstüblein gewiß habe. Das Lächeln verschönte sein Stoppelgesicht allemal, während eine Rührungsträne ihm auf den Beinrumpf tropfte.

„O Herr, nee, nee! — Was sollte ich auch im Himmel tun? Mich auslachen lassen von den nichtsnuhigen Engeln, die mit ihren Fittichen prunken, als wenn sie diese gekohlen hätten! Nee, nee, lieber in die Hölle, wo's dunkel ist, daß mich nicht jeder sieht! So einen Humpeler!“

Rudes Schmerzen waren wirklich nicht allzu groß. Auf der Wagendeichsel sah er und erzählte und lächelte, und um ihn versammelte sich nach und nach alles, was dort war und wartete: Jörg, der blinde Orgeldreher, der nicht blind war, und sein Begleiter Tön. Da war der Vaterunsermichel, welcher Würste gegen Vaterunser einhandelte, dann die Tränenanne, die Saufrüste, die Suppengrete, welche schon eine kurze Weile auf dem Wulshofe gedient hatte, aber wieder der Strafe verfallen war. Da waren verlumpte Kinder, verbeulte Sektierer, die mit der Holterlammer Bekanntheit gemacht hatten, aber des Teufels nicht überführt worden waren. Da hockten Bettelgänger mit und ohne Namen, mit und ohne Anhang. Da waren stille und redselige, bescheldene, die zum ersten Male auf dem Wulshofe waren, und solche mit alten Rechten.

Zu letzteren gehörte ein Tatterwels, das allgemein als Walb- und Strahengreuel gefürchtet war, die Zule genannt. Zu dieser Hexe funkelten unverwandt Feilass, der Hofsündin, blutunterlaufene Augen hinüber, während sie zähnefletschend hinterm Gatter auf und ab lief.

„Wißt du die Wäffla da nicht bändigen?“ herrschte die Zule Ulrich an. „Jetzt sie nicht, so läßt sie Euch schon!“ gab er zur Antwort. „Jerren? Der Teufel jerrt sie, ich nicht!“ —

„Geht ihr aus den Augen, daß sie ruhig wird! Sicher habt ihr sie gereizt.“ — Da spie das Weib nach ihm. Ulrich überließ es, denn er hörte den Wagen anfahren. Die graue Sündin war wie eine Bekte. Sie biß in die Stäbe, daß ihr der Schaum aus den Backen floss.

Dann kam die Herrschaft von der Kirchfahrt heim. In dem Wagen sahen zwei Gäste, Kinder vom Oedhofs, welche sich ihnen in Wormbeere angeschlossen hatten. Das fremde Volk verhumpte, Neugierige drängten sich heran.

Ulrich trat an den Wagen, um beim Aussteigen zu helfen. Mit Luchsaugen sah die Zule, wie die Wulstochter freundlich Ulrichs Hand nahm. Da rief sie zum Bauern: „Ihr habt da einen Knecht, der sich zum Herrn wohl schicken möchte!“

Eine zornige Röte sprang in Ulrichs Gesicht. Die Wulstochter aber wies die Zigeunerin an ihren Platz zurück. Alsobald hatte das Mahl in der Diele begonnen. Märt löste Ulrich bei dem Volke ab, und Brigitt half und teilte die Speisen aus.

Am festlich in der langen Diele war das Mahl schon weit vorgeritten, bis zu dem feierlichen Augenblicke, in welchem der Wulf den Festhumpen hob, seinen Leuten zusatrinke. „Auf Gerechtigkeit!“ sprach er.

„Alle Zeit!“ lautete die gleiche Antwort, wie immer, und dann trat das Volk draußen an den Eingang. Auch ihm trank der Bauer zu. Sie taten ihren Spruch:

Gott segn Bauer, Bäuerin und Kind,
Gott segn Knecht, Magd und Gefind,
Er heb seine Hände,
Das Unglück abwende!
Geh Gut und Ehr,
Und seßte Wehr!
Halte Not und Tod
Fern von diesem Ort!
Seli dem Wulshofe im Jahre des Herrn 1346.

„Vergelt's Gott Euch!“ und auch ihre gefüllten Becher hoben sich mit dem seinen zum Trunk. . . . Dann begann die rechte Fröhlichkeit innen und außer dem Hause und glug hinein in den Nachmittag und Abend, je nach Lust und Macht. Unausfällig, aber nicht beobachtet, zog sich das fremde Volk wieder zurück in seine Schlupfwinkel, und keiner dachte seiner mehr.

Auf den Berggipfeln begann die Jugend, sobald die Dämmerung einfiel, die ersten Fackeln zu schwingen. Ein kurzes Jögern, ein Winken von Berg zu Berg, dann, mit dem Einbruch der Nacht, fanden die Gipfel Lichtumfließen im Zauber der lodenden Feuer, riesiger Freudenopfer der erlösten Menschheit, an die erhabene Gottheit, die sich segensverheißend heute der Erde geneigt.

Am zweiten Festtage brachte der Wagen vom Wulshofe die beiden Gäste wieder heim. Es war eine herrliche Fahrt. Noch hing der Rauch von den abgebrannten Feuern überall in der Luft, und das Herz der Menschen glitzerte noch von der Freude, welche das Erwachen des Lebens und seine Feier von neuem auslöst.

Ulrich hatte dem Auftrag zur Fahrt bekommen. Die Wulstochter sah mit den beiden, Felix und Cecillie, im Wagen und lachte und plauderte und half ihnen noch zu allerlei Fröhlichkeit, deren sie nimmer genug zu haben schienen.

Ulrich dagegen hatte acht auf die Fahrt. Der Weg ging über Täler und Höhen, durch Schluchten und Brüche. In seiner Heimat, im Weserlande, jagte man feurige Räder, Sonnenräder, Wotans Geschenke an die lebensfrohe und lebenshungrige Erde, in wildem Lauf von den Bergen ins Tal. Wo sie hinsauften, da folgte die lichte Freya, und mit ihr kam blühende, fruchtreiche Zeit.

Oft, oft hatte auch er sein Rad den steilen Brunsberg hinunter in die Fluhebene gejagt. Noch will die Freude in ihm aufspringen, denkt er dessen. Das war eine Zeit! Das war seine Zeit! Alles hernach ist nicht mehr sein gewesen. Er würde trüben Gedanken jetzt nachhängen, jetzt, mitten im Osterjubiläum der Welt.

Doch im Wagen hinter ihm hört er die frohen Stimmen, besonders klingt die tiefere Magdlenes heraus zu ihm. Er verneint, eine Glode zu hören, der er lauschen muß.

In einem Lonnengrunde sang schon die erste Drossel. Auch der Bergfink ließ sich hören. Wohl hatte er sein Lied noch nicht voll, aber man spürte die Lust darin.

Die Dämmerung fiel schon, als sie mit dem Wagen in die Nähe des Oedhofes kamen. Sie waren in den Tausendbrüchen. Dort lagen die armseligen Hütten der Holzer und Köhler. Man sah sie nicht mehr in ihrer ganzen Verlorenheit und Vergessenheit, weil schon der Abend seine sanften Schatten über sie gelegt und sie zum Traum eingesponnen hatte. Da in den Tausendbrüchen war der Weg zum Hof nicht mehr weit, und die beiden Geschwister ließen aus, um zu Fuß heimzugehen.

„Es wird Euch doch spät werden, und wir sind schnell zu Hause“, sagte Felix. Es kam zu Abschied und Umkehr. Ein Umschauern, ein Winken, ein Hügelhang. Dann war ein jeder für sich.

Ohne Hast trabten die beiden Pferde durch den Abend. Der Wagen ging ruhig, wenn nicht gerade ein Hohlweg kam, der sich dann durch die vom Wasser zerrissene Schlucht wand. Dann kam man nur mühsam vorwärts, und es gab ein jähes Holpern und Zurechtrücken. Magdlenes lachte dabei wohl auf, und Ulrich hörte wieder die Gloden klingen.

Im Blau des Himmels hing schon der Mond. Voll und rein schwebte er feierlich über der Welt und umspann die Berge mit seinem weichen Schimmer. Die Täler träumten, die Wasser schwangen und klangen in Melodien, die der Klug nicht kennt. Die beiden Menschen, welche so schweigend durch den Abend fuhren, hörten sie und ließen sich sehnlichst und selig von ihnen umströmen.

Weit ist der Weg zwischen der Herrschaft und dem Knecht. Zwar hatte man Ulrich nicht eigentlich in die Lage eines Knechtes hineingezwungen, aber er selber würde sich doch niemals anders denn als Knecht gegeben haben.

Er hatte um eine solche Stelle gebeten und sie erhalten. Er hatte Magdlenes zur Zeit der Schneeschmelze aus dem reizenden Fluß gerettet. Daher gewährte man ihm freilich ein Ansehen und eine Geltung auf dem Hofe, welche für beide ehrenhaft war, für die Wulstochter und für Ulrich.

Zur Wohnung hatte man ihm gleich im Anfang die Anbaukammer angewiesen. Die Kammer fand leer, und da ergab es sich wie von selber so. Ulrich war sehr glücklich über diese

Stube. Er hörte das Wasser rauschen in den Rächen, wenn es in ihm selber dunkel werden wollte, und das Wasser rauschte ihm gut. Es rauschte von vielen Dingen, die er allzu hart empfunden hätte, und es rauschte ihm die Härte fort und füllte seine Einsamkeit und Verlassenheit mit Leben.

Einmal, die Wulfsstochter hatte kaum von ihrem Krankenlager aufstehen können, da hatte sie ihn rufen lassen. In der großen Stube war's gewesen. „Ich muß Euch noch danken — für mein Leben!“ und sie hatte ihm die Hand reichen wollen, hat es aber noch nicht gekonnt. „Laßt Euch das nicht plagen, Wulfsstochter, und wenn man von Dank sprechen will, so weiß ich nicht — — —“

„Doch, laßt mich davon sprechen!“ zwang sie sich das Wort zu. Der Bauer hatte dagelesen und nicht recht gewußt, was die Tochter wollte. „Sagt, kennt Ihr an der Weser Dankbarkeit?“ hat sie gefragt. „Es wäre arm bei uns, wenn ich da kein antworten müßte!“ hatte er erwidert. Der Bauer hatte seine Lippen fest geschlossen. Ulrich hat es sehen können.

„Vater, was meint Ihr, könnte der Wulfsstochter ärmer sein als Ulrichs Land? Das dürfte doch schlecht passen.“ — „Magdlene hat recht!“ ließ sich der Wulf herbei, aber man sah nicht ganz, wie er diese Worte verstand. Wenigstens schien er das Wort der Tochter für eine kranke Laune zu nehmen. Hernach war Magdlene von einer Schwäche befallen, so daß jedes weitere Wort abgebrochen wurde. Und nie wieder ward es aufgegriffen.

Heute, am Ockertage, war Ulrich zum erstenmal mit der Wulfsstochter allein. Zum erstenmal waren nicht fremde Ohren zum Lauschen in der Nähe und nicht fremde Augen zum Schauen.

Da meinte Ulrich zu verspüren, wie etwelche Fesseln heimlich von ihm abfielen, und er vermeinte auch, daß die Wulfsstochter es nicht anders erlebe. Er wollte versuchen, zu sprechen, doch fand er nicht das rechte Wort.

In den Lüften hörte man fast das nächtliche Licht vom Bismarck tropfen. Nur die beiden Menschen waren allein in breiter Runde darin und fanden sich nicht zu einem einzigen gemeinsamen Wort. Stundenlang fuhren sie durch die Abendstille. Stundenlang dachte einer des andern, und doch gab es keine Brücke für sie. Es war aber nicht mehr die Schranke, die sich zwischen Knecht und Herrschaft schiebt, es war vielmehr die große Nähe, die ihnen bedrückend sichtbar wurde.

Schon war der Hof nicht mehr fern. Das Rauschen der Lente traf schon ihr Ohr. Das Tal wurde breiter, in das sie nunmehr einbogen. Welt hinter ihnen lagen die Brüche und die kumpfigen Gründe des Ockthofes. Hier war wohlgebautes und gepflegtes Land. Magdlene drängte jetzt zum Wort.

„Ulrich, gibt es etwas Schöneres als solche Ockternacht in den Bergen?“ — „Das habe ich eben gedacht, als wir durch die Brüche fuhren. Selbst denen war das Grauen genommen.“

„Ihr sehet viele Gegenden und werdet in Gedanken daran viele Freude haben. Ich kenne nicht einmal unser Land.“ —

„Ja, ich sah viele Gegenden, aber man hat nicht immer geöffnete Augen. Dann kann die Erde wie die Sonne leuchten, man gewahrt es nicht.“

Drauf war wieder Schweigen zwischen ihnen. Ulrich trieb die Tiere aus dem lässigen Gang. Da sie den Stall witterten, huben sie selber auch schon zu größerer Eile an. Magdlene betrachtete Ulrich. „Hört einmal“, begann sie wieder. „Ihr mühtet auf unserm Hofe etwas Fröhlicher werden. Ich habe es Euch schon oft sagen wollen, ist Euch bei uns etwas nicht recht?“

„Magdlene!“ Er sagte nicht Wulfsstochter, wie sonst. „Warum sollte mir bei Euch etwas nicht recht sein? Nein, ich habe mehr, als je ein Knecht zu suchen hat, und ich bin der letzte, der das nicht wüßte. Ihr haltet mich — — —“ Irigendwie wollte die Rede nicht weiter. Ulrich hatte sich umgeschaut, zur Wulfsstochter hin, hatte ihr Gesicht zu den Seiten, als er das vom Knecht sagte, da war er verstummt. Er knallte mit der Peitsche, als sei es notwendig, und nötigte die Pferde. Die letzten zum Lauf an.

„Magdlene, ich — könnte es nirgends besser haben. Nicht im Vaterhause!“ Er rief es ihr fast zu, während der Wagen flog. „Laßt denn bei Euch alle Menschen so wenig?“ — „Freilich

laßt sie!“ und er lachte mitten hinein in das Getrappel der Fufe, die lustig liefen und den Boden schlugen. „So werde ich's wohl unterwegs vergessen haben. Sicher! Und Magdlene, dankt Euch, daß Ihr mich fraget!“

Es wurde so froh in ihm, daß er nun lustig mit der Peitsche zu spielen anhub, so daß es an den Bergwänden widerhallte. . . . Dann lag der Hof vor ihnen mit seinen dunklen Mauern und breiten Scheuern und Dächern. Bleiches Mondlicht fiel darauf, schwang wie Blitze über den Ranten und hob das massige Geschloß heraus aus seiner lastenden Schwere in eine erlöstere Welt.

In ihrer Kammer sah die Wulfsstochter noch lange am Fenster und überdachte diese Ockern. Auf den Besuch vom Ockthof hatte sie sich gestaut. Mit Cecilie stand sie in guter Freundschaft.

Sie waren zusammen im Paderbornschen in einem Kloster eine Weile im Unterricht und Pflege gewesen und hatten sich auch später jedes Jahr getroffen und gut verstanden. Nun aber war Magdlene zum erstenmal ein wenig enttäuscht. War das Cecilie, die so leicht dachte und solche Fragen hatte? Solch törichte Fragen? Die immer wieder sagte: „Erzähle, erzähle mir erst alles!“

„Was soll ich Dir denn erzählen?“ — „Was! — Nun, von der Rettung!“ — „Davon kann ich Dir doch nicht mehr erzählen, als du schon weißt, Cecilie. Wirklich nicht. Wir haben doch schon alles besprochen. Und von mir selber weiß ich nichts, nichts!“

„Ach, du! Man weiß schon noch was von sich, wenn einem so etwas geschieht. Und den Fremden habt ihr nun als Knecht!“

— „Du hast ihn ja gesehen!“ — „Er ist hübsch. Solch schwarze Augen, wenn er einen anschaut! Weißt du, wenn es nicht so gefährlich wäre — — —“ „Cecilie, das ist Frevel!“

Noch jetzt in der Nacht spürte Magdlene ihre Empörung, noch jetzt behte sie vor Jorn, wenn sie daran dachte, wie sie die Freundin zurechtgewiesen. Hernach freilich hatte sie Cecilie getröstet. „Kind“, hatte sie zur Beruhigung zu ihr gesagt und ihr allen Kummer fortgeredet. Aber die Bruchstelle war da zwischen ihnen, vielleicht nur ihr bekannt.

Darüber dachte sie jetzt und schüttelte den Kopf. So weit waren ihre Herzen schon auseinander, daß die Freundin sie an den Abschiedstuf hatte mahnen müssen.

„Wo hab ich nur meine Gedanken gehabt?“ fragte sie sich und erkannte, wie schwer und herb doch ihr Wesen sei im Vergleich zur übersprudelnd fröhlichen Cecilie. Auch Feli war von jener anderen Art.

„Nein, nein, die Ockthofer sind nicht wir, sind keine Wulfe! Vielleicht, hätte ich Geschwister, wir wehten unsere Schnäbel auch wohl stiller. Vielleicht sprang dann auch bei mir der Wortquell also. Vielleicht laucht auch ich dann im Augenblick siebenmal auf und nieder in artigen Gedankenprüngen! Vielleicht!“

Sie schüttelte abermals den Kopf. „Nein, nie, nie! Wir nicht! Wir können nur da stehen oder nicht da stehen! Anders ist's bei den Wulffen nicht.“

Der Feli hat ihr recht den Hof gemacht, gestern und heute früh. Schön sei sie geworden, und groß. — Gewiß, groß! Das ist leicht zu merken. — Schön? Das weiß sie nicht. Dazu gehört doch ein fröhlicher Mund; und ein blitzendes Auge ist doch das Licht der Schönheit. Das weiß sie. Aber Feli hat ihres nicht blitzen sehen, das weiß sie auch. Sie lacht. Nein, dazu ist er nicht mächtig genug. Er kann das ihre nicht blitzen machen. Er ist ein bunter Vogel, der hurtig von Zweig zu Zweig hüpfet, so ihm die Lust ankommt. Es lohnt sich nicht.

„Meines mag eher im Jorne blitzen, über Ungebüht und Arg, eher als über ein Pfund Phrasen und Tändeltraut. Kupferlinge sind das, ohne Klang und Wert.“

Sie nidete zu ihrer Meinung und begann, sich zu entkleiden. Dann ging sie in ihrer Schau die Menschen durch, die sie kannte; fragte, wo einer sei, dessen Wort echte Silbertaler gelte, oder gar Gold. Und sie fand nur einen, ihren Vater, den Wulf. „Der steht, oder er steht nicht.“

Wie sie sich bei dem Urteil freut! Und so eine will sie werden.

Dajesa Berens-Totenohl.

Bauernlegende

Und Gott geht mit dem Bauernmann.
Er schreit' zur Seite dem Gespann,
ein Bauer selber, wie er ist,
und stützt sich auf den Widerrist
des linken Tieres. Das schmeckt ihm an,
als müßte es den Gottesmann.

Der Bauer wird ihn nicht gewahr,
Gottes Augen wandern klar
über Acker hin und Feld.
Liegt alles rein und wohlgeheilt.
Er segnet lüchelnd Kraut und Getreide
Und wandert seines Weg's kühn.

Türmt auf sich eine Wolkenwand,
der Herrgott hebt die lichte Hand
und schickt das Unwetter beiseit',
daß sich's entleert auf Moor und Feld.
Der Bauer bringt sein' Fleiß in Gang
und schmunzelt selber: „Gott sei Dank!“

Hermann Claudius.

Der Erbe des Hofes Dierck

Im Sauerland, drunten im Volmetal, liegt das Dorf Brügge, früher Bruggen genannt. Seit alter Zeit führt eine Handelsstraße von Aitena nach Frankfurt hindurch. Weil man durch eine über die Wolme geschlagene Brücke das andere Ufer erreichen kann, heißt der Ort Brügge. Mit der Holzernte, herrlichen Zeit der Hanse und der aufblühenden Industrie steht das Dorf in enger Verbindung. Die Eisenhämmer lärmten in den kleinen Kottien an allen Bächen und Flüssen des Sauerlandes. Das Wasser, das auch im Sommer unversiegbare ist, treibt die Hämmer an, die das Eisen glühend schlagen.

Küchlich sind die Früchte der Acker; denn der Boden hat grobe Grauwacken, Feldsteine und harte Felsen. Die Stille der Berge zwingt den Bauern oft, den Pflug selbst zu ziehen, derweil die Pferde auf der Waldgraswiese ihr Futter holen. Kartoffeln wachsen hier zur Rot und Roggen, der sich nicht niederlegen will. Rot- und weißblühende Bohnen ranken an den hölzernen Stangen hoch. Darüber ist der Himmel blau, blauer als die Tälchen im Talgrund, blauer als die Blumen im Korn. Die Bauern begreifen nicht, daß die geworfene Saat bei der wärmsten Sonne und dem tropfenden Sommerregen nicht wachsen will.

Wenn die Ernte: Heu, Klee, Hafer und Roggen eingebracht ist, weht über die leeren Felder ein kalter Nordost, der die bunten Ästern im Garten vergehen läßt. Dann erklingt in den kleinen Schutteden hinter dem Haus das einsamige Lied des Hammers, das zu der Einsamkeit und Stille da draußen paßt. An diesen Wintertagen dringen die Bauern und Knechte das Heu in den Stall und die Feldumzäunung in Ordnung. Abends glüht das Feuer auf der Herdplatte, während der Schnee die Felder bedeckt und alle Bäche vereist sind.

Auf dem Berg, von dem man eine herrliche Sicht in das sonnige Tal hat, steht des Bauern Dierck kleiner Hof, weißgestrichelt mit schwarzen Holzbalken.

Der Frühling ist über das Bergland gekommen. Der Haselnußkraut sträubt am Waldrand. Die ersten Frühlingsblumen blühen in des Bauern Garten. Der Bauer Dierck hat beide Pferde vor den Pflug gespannt, der das harte, schneefreie Erdreich umwirft. Sein Gesicht ist lantig und grob, die Sorge hat der Stirn die Furchen eingegraben.

Dieter, der Erbe des Hofes, zügelte die „Braunen“. Dabei schaffte seine Mutter, besorgte die Wirtschaft und das Vieh. Die Arbeit um das tägliche Brot ist hart, und Bargeld ist selten.

Wenn der Bauer Dierck am Mittag heimkommt, nimmt man die beschriebene Mahlzeit. „Gott, ich dank Dir“, spricht sein Mund. . . . Eines Tages steigt ein zorniges Licht in seine Augen: Dieters Stuhl ist leer. „Er wird an der Brücke stehen, bei den Kaufleuten, die ihre Waren nach Frankfurt und Köln bringen“, sagt jemand.

Das mag wohl stimmen. Hier hat der Dieter oft gestanden, an der großen Straße, hat die mit Eisen, Kohle, Getreide und Tuchen beladenen Wagen an sich vorbeiziehen lassen, und die Fahrenden nach der fernen Stadt gefragt, nach der Arbeit und der Industrie des Rheinlandes, nach Land und Menschen.

Einmal ist er schon so weit gewesen, daß er auf dem Sitz eines Planwagens selbst mit herausfuhr, immer die Unendlichkeit der Straße vor sich. Er wollte heraus aus der Einsamkeit in ein besseres Leben, in ein unbekanntes Land. Die Liebe zur Heimat führte ihn abends wieder zurück; aber die Sehnsucht nach dem fernem Leben konnte auch die härteste Arbeit nicht verdrängen.

So kam er oft an der Straße, parkte den Wagen nach zu der Schenke hinauf, die wie ein Tor zwischen den Bergen steht.

In dem Bauernhaus unter den dunklen, hohen Tannen wartet der Bauer Hannes Dierck auf seinen Sohn. Als der Abend einbricht, ist es, als breite einer ein dunkles, trauriges Tuch über die Landschaft. Von diesem Tag an ist der Bauer noch schweigsamer geworden. Wenn einer fragt: „Dierck, wo ist dein Sohn?“, prallt das Wort hart ab von dem gebeugten Rücken, den der Bauer dem Fragenden zulehrt.

Die Arbeit ist schwer — aber die Sorge ist lastender. Tag und Nacht gibt sie keine Ruhe. Lebt die Hoffnung noch?

Die Saat ist gesät und leimt. Der Mai schenkt dem Bergland goldene Himmelschlüssel auf allen Wiesen. Die Wälder haben eine lichtgrüne Farbe, heimlich und kühl sind sie.

Einmal kommt ein Schreiben in das Haus am Hang. Der Bauer verliest es bei dem flackernden Licht der Öllampe. Es steht darin, daß der Dieter in der Stadt Frankfurt Arbeit gefunden hat, in der Tuchweberei . . . und daß er im Winter heimkehren wird. Von den Ersparnissen will er den Hof vergrößern und Blech kaufen. Zuletzt steht da: . . . „Es war wohl nicht recht, daß ich hierher kam. Ein Dierck darf nicht vom Hofe gehen.“

Seitdem läßt der Bauer, daß er die Nacht über den Sohn zurückgewonnen hat.

In der Frühe der heißen Tage wird das Gras mit scharfgebengelten Sensen gemäht. Alle Blumen, goldene Aushblumen, zöllliche Königsfergen und Wiesenschaukraut fallen unter dem scharfen Schnitt. Die Frauen wenden das Heu. Sie stehen sonnenbraun in blauen Röcken und weißen Kopftüchern an den heißen Wiesenhängen.

Nun beginnt die große Ernte in den Bergen. Sonne und Regen haben Hafer und Roggen reifen lassen, haben in den Gärten Salat, langschotige Erbsen, Wurzeln und Obst werden lassen. Wenn der Wind in den Feldern harzt, klirren die Halme hart aneinander . . .

Im September werden die Kartoffeln gehackt, die braun und erdig in Körben und Zweiradkarren verladen werden. Kinder leeren sie vom Boden auf und gleiten die grauen, schweren Säcke hinter sich her. Ihr Rücken ist gebeugt und müde von der Arbeit. Dann sind die Felder leer, und im Dorf feiern sie das Erntefest.

Bauer Dierck wartet auf seinen Sohn. Er steht oft allein an der Brücke.

An einem Wintertag ist der Erbe des Hofes zurückgekommen, stolz und frei, ein Arbeiter und werdender Bauer. Sie sitzen am Herdfeuer, und Dieter muß erzählen. Er ist ein tüchtiger Mann geworden, hat geschaut und gelernt da draußen. Er hat die Welt gesehen, sie ist größer und reicher geworden durch die Industrie und den Handel, nicht ärmer, wie man im Dorf glaubt.

„Wir können die Industrie nicht mehr verdrängen, sie ist wichtig, auch für uns. Wir brauchen unsere Höfe nicht aufzugeben, wir brauchen sie auch nicht zu zerteilen unter unsere Söhne. Der Hoferbe bleibt und die anderen können Handwerker werden, Kaufleute und Arbeiter. Wir können auch in den Städten beweisen, daß wir Sauerländer sind, hart, grob und leistungsfähig. Und wenn die Berufe ehrlich angefaßt werden, so sind sie alle ehrenvoll.“

Es war seine verlorene Zeit in der Fremde, spürt der alte Bauer, der Hof hat jetzt in seinem Erben, der Hof und die Arbeit auf dem reinigen Acker und die sauerländische Heimat, die immer auch sein Leben bedeutet haben.

Ein Westfalenmüdel.



MÄDEL AM WERK

VI. Reichsbetriebsgemeinschaften „Nahrung u. Genuß“ u. „Holz“

Über 90 000 junge Mädel werden in der RBB „Nahrung und Genuß“ beschäftigt. Zum größten Teil sind es ungelernete Arbeiterinnen, die bei ihrer Beschäftigung auch die vielfachen Nachteile einer jeden ungelerten Arbeit mit in Kauf nehmen müssen. Aus den großen Betreuungsgebieten dieser Reichsbetriebsgemeinschaft, Tabak, Süßwaren, Teigwaren, Fisch, Gemüse und Obstkonerven, Kaffeebohnen und Molkereiprodukte wollen wir zunächst einmal die Gruppe der Tabakarbeiterinnen herausgreifen.

Für die junge Tabakarbeiterin ist nur in sehr wenigen Fällen bisher ein Lehrvertrag erreicht worden, zumelst durchläuft sie eine nur kurze Anlernzeit von etwa drei bis vier Wochen, um dann in den Arbeitsprozeß eingegliedert zu werden. Es sind sehr viele Mädel, die in der Tabakverarbeitung Arbeit und Brot finden, da zu dieser Beschäftigung ja viel Fingerfertigkeit und Geschicklichkeit in den Arbeitsvorgängen des Wädelns, Rollens, Entrippens usw. gehört. Auch ein gutes Auge für Farbdunterschiede ist beim Sortieren von Augen.

Leider spielt sich die Arbeit zumelst im Akkordsystem ab, so daß die an sich nicht hohe Bezahlung nur bei besonders flinken Arbeiterinnen einen Ausgleich finden kann. Besonders geschickte Mädel erhalten in vereinzelten Betrieben wohl auch Betwendung in der Meisterabteilung. Die Tabakverarbeitung, die ja zumelst landschaftsbedingt ist, bringt oftmals eine ganz besondere Eignung für den Beruf mit sich, die sich dadurch gewissermaßen in den Familien vererbt, daß deren Mitglieder bereits durch Generationen dieser Beschäftigung nachgehen.

Durch Einführung guter Abzugsvorrichtungen usw. ist übrigens der Beruf einer Tabakarbeiterin keineswegs mehr so gesundheitschädlich, wie man gemeinhin anzunehmen pflegt.

Auch in der Süßwarenherstellung, bei der man nach Schokoladen, Pralinen, Desserts, Keks und Kaffeebohnen, Bonbons und Dragées unterscheidet, sind überwiegend ungelernete Hilfsarbeiterinnen beschäftigt. An sich sind diese Berufe durch das Bedienen von Maschinen usw. mehr Männerarbeit. Für Mädel ist die Beschäftigung als Packerin, Prallchenüberzieherin und Verzuckerin geeignet. Geschmacklich besonders ausgezeichnete Kräfte werden in zumelst kleineren Betrieben auch einmal zur selbständigen Zusammenstellung von Mustern und Packungen herangezogen. An sich bedingt diese Tätigkeit sehr viel laufende Handarbeit, so daß die Bestrebungen des Jugendamtes der DAF dahingehen, die Mädel auf ihren Arbeitsplätzen innerhalb des Betriebes auszuwechseln, um ihnen den Blick über die Zusammenhänge der Arbeit usw. zu weiten, ein Bestreben, dessen Erfüllung den Mädeln auch in Zeiten von Arbeitslosigkeit zur Erlangung neuer Arbeitsmöglichkeiten von Nutzen ist.

Da die Süßwarenherstellung stark von Saisonerscheinungen abhängig ist — Hochbetrieb in den Zeiten vor den großen Jahresfeiern — haben heute schon einige Fabrikanten, denen es ihre landschaftliche Lage erlaubt, die Mädel in den toten Zeiten in den den Betrieben angeschlossenen Obstgärten beschäftigt, um sie durch Obsternte, Konservierung der Früchte usw. durch die geschäftlich stillen Zeiten zu halten und sie vor Arbeitslosigkeit zu bewahren.

Die außergewöhnlich niedrige Bezahlung in der Fischverarbeitungsinhaltliche bedingt leider, daß in ihr vorwiegend Mädel Beschäftigung finden. Auch in dieser Gruppe muß man von einer toten Saison sprechen, und zwar während der Laichzeit der Fische vom April bis Juli; die Arbeiterinnen müssen in dieser Zeit notgedrungen ausweichen. Durch die staatliche Stützung und Förderung des Fischverbrauchs in Deutschland wird hoffentlich die Lage der hier beschäftigten Mädel, die auch im sozialen und hygienischen Hinsicht viel zu wünschen übrig läßt, recht bald eine bessere werden.

Ein sehr starker Wechsel innerhalb der Arbeiterinnen herrscht auch bei der Gemüseverarbeitung und Konser-

nierung. Es ist klar, daß diese Beschäftigung besonders lastengebunden ist; auch hier werden aus Billigkeitsgründen sehr viele Mädel beschäftigt. Allerdings ist ihre Beschäftigung nicht so stark spezialisiert, da der gesamte Arbeitsgang einheitlicher ist. Zu dem in dieser Industrie erforderlichen Pugen, Walzen, Einlegen und Konservieren der Gemüse werden natürlich wiederum fast nur ungelernete Hilfskräfte verwendet; auch hier wird jedoch versucht, für alle zumindest eine Anlernzeit durchzuführen.

Für die oftmals mechanische Mädelarbeit bei den Käsezeilen und Molkereien ist nicht viel Abweichendes vom bisher Gesagten zu berichten. In der letzten Gruppe von „Nahrung und Genuß“, den Teigwaren und Nahrungsmitteln, ist das Bild erfreulicher, weil die Entlohnung eine etwas bessere und die Zahl der angelernten Arbeiterinnen eine höhere ist. Durch Aufträge auf Massentieferungen besteht zur Zeit für angelernte Arbeiterinnen sogar eine gewisse Nachfrage; grundsätzlich wird auch hier ein zweijähriger Anlernvertrag angestrebt.

Wesentlich tiefer als in der RWG „Nahrung und Genuß“ ist die Zahl der in der Gruppe „Holz“ beschäftigten Mädel. In den Unterabteilungen: Rohholz, Weiterverarbeitung, Holzwaren und holzverwandte Verarbeitung sind im ganzen etwa 15 000 Mädel beschäftigt. In der Rohholzverarbeitung sind meistens ungelernete Hilfsarbeiterinnen tätig, trotzdem diese Arbeit in den Sägewerken körperlich meistens über die Kräfte der jungen Mädel hinausgeht. In der weiterverarbeitenden Industrie, in der sich übrigens auch zwölf weibliche Tischlerlehrlinge befinden, die später einmal als Meister ein väterliches Geschäft zu übernehmen gedenken, finden sich nur verhältnismäßig wenig weibliche Hilfskräfte.

Bei den Holzwaren werden in Drechlereien und Schnitzereien, bei den Spielwaren, Holz- und Sportgeräten schon wieder mehr Mädel beschäftigt; hierbei handelt es sich sehr häufig um Heimarbeit im Kreise der Familien. Solche, zum Teil landschaftlich bedingte und bereits traditionelle Heimarbeit ist im allgemeinen recht schlecht bezahlt; allerdings wird sie durch umfassende Maßnahmen unserer Arbeitsfront heute gestützt und gefördert.

In den holzverwandten Industrien herrscht die Mädelarbeit bei der Bürsten- und Pinselherstellung recht stark vor. Allerdings scheint diese Hilfsarbeit nur sehr bedingt für Mädel geeignet, da sie zum Beispiel in den Bürstenmischereien ihre körperlichen Kräfte weit übersteigt. Für die Stöcke- und Elfenbeinverarbeitung werden ebenfalls zahlreiche Mädel herangezogen; auch hier setzt oftmals die Heimarbeit ein. Da es sich bei allen diesen Arbeiten um ausgesprochene Hochbetätigungen handelt, wird für sie fast durchweg auch eine Anlernzeit angestrebt.

Ein typisches Beispiel für die engen Wechselbeziehungen zwischen Männer- und Frauenarbeit bietet innerhalb dieser Gruppe die Knopfindustrie, die hauptsächlich in Thüringen zu Hause ist. Früher wurde diese Tätigkeit in der Hauptsache von Männern ausgeführt. Weil aber die Frauenarbeitskräfte billiger

sind, verschoben die Unternehmer die Arbeit auf die Frauen, und jetzt ist es soweit, daß zwar die Frauen beschäftigt sind, dafür aber die Männer arbeitslos zu Hause sitzen. Auch die Korbwarenherstellung ist sehr oft Heimarbeit, in der viele Mädel Beschäftigung finden.

Für die Mädel all dieser genannten Berufe, die in der Hauptsache ungelernete Kräfte sind, ist eine zusätzliche Berufsschulung von ganz besonderer Bedeutung.

Neben den Vertrauensmädels größerer Betriebe, die bei Betriebsappellen, Heimabenden usw. Gelegenheit haben, den von ihnen betreuten Arbeitskameradinnen eine bestimmte weltanschauliche Ausrichtung zu geben, sind es vor allem wirtschaftsfundliche Fahrten der verschiedenen Gruppen, die die Mädel von der Enge ihrer mechanischen Arbeit wegführen und ihnen die Zusammenhänge der Arbeitsvorgänge und den produktiven Wert jeder Arbeit in sich für den einzelnen und die Volksgemeinschaft aufdecken. Durch Besichtigungen verwandter Betriebe werden die Mädel zum Nachdenken und zur Kritik an dem eigenen und dem gezeigten Betrieb und der darin vorgenommenen Arbeit angeregt.

Wenn auch der Inhalt solcher zusätzlichen Schulung fast zu zwei Dritteln aus fachkundlichen Belehrungen theoretischer und praktischer Natur besteht, wird doch das letzte Drittel dazu benutzt, im Rahmen der fachberuflichen Berufsschulung den eigenen Beruf jedes Mädels durch eine entsprechende hauswirtschaftliche Unterweisung immer wieder zu betonen.

Eine besondere Aufgabe ist es, auch diesen Mädeln die Teilnahme an den Freizeitlagern zu sichern und es ihnen möglich zu machen, ihre Urlaubstage im Kreise von Arbeitskameradinnen anderer Berufe zu verbringen. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß es für die Mädel all der vorgenannten Berufe noch viele soziale Kleinarbeit zu verrichten gilt. I. v. K.

Zigarettenpackerinnen bei der Arbeit



Jungarbeiterinnen in einer Großbäckerei



Mädel bei der Zigarettenherstellung



Die Haushaltungsschulen sind kein Jugendparadies

Vor kurzem wurden im Reich eine Reihe von Haushaltungsschulen des BDM eröffnet, die einheitlich dem Sozialen Amt der Reichsjugendführung unterstehen. Welche Gründe haben den BDM veranlaßt, sich in dieses Arbeitsgebiet einzuschalten? Mit dem Wachsen der Jugendorganisation im Jahre 1933 tauchten in zunehmendem Maße die Fragen des praktischen Lebens auf, die eine Beantwortung von uns forderten. Wir haben diese Fragen nicht übergangen und uns nicht, wie es in früheren Interessengemeinschaften üblich war, für unzuständig erklärt, sondern wir haben sie auf den verschiedensten Gebieten des Berufs- und Wirtschaftslebens aufgegriffen.

So sind im Laufe der letzten drei Jahre im Sozialen Amt der Reichsjugendführung die Fragen des Arbeitseinsatzes in Stadt und Land, die Jugenderholungspflege, die Freizeitaktion, die Arbeit der Landjugend, die Vorbereitung des Jugendrechtes, die zusätzliche Berufsschulung und nicht zuletzt die Stellung des Nachwuchses in Partei, Staat und Wirtschaft zusammengefaßt und bearbeitet worden. Neben diesen hier genannten Arbeitsgebieten, die für die gesamte berufstätige Jugend von gleicher Bedeutung sind, tritt in der Mädelarbeit die Erziehung zur Familie in den Vordergrund.

So wie die Fragen des Berufslebens aufgegriffen wurden, so trat auch die Sorge um die Erziehung zur Hauswirtschaft an uns heran. Im Interesse des Arbeitseinsatzes haben wir in den letzten zwei Jahren gemeinsam mit der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung mehrere tausend Mädel aus den verschiedensten Berufen für die städtische und ländliche Hauswirtschaft umgeschult.

Wir haben ferner das Interesse der schulentlassenen Mädel für die Hauswirtschaft durch das hauswirtschaftliche Jahr gemehrt und feststellen können, daß sich von über 10 000 Mädeln etwa 20 v. H. für den hauswirtschaftlichen Beruf entschlossen haben. In Abendkursen konnte außerdem eine große Anzahl unserer Mädel Kochen, Backen, Nähen usw. erlernen.

Diese Tatsachen beweisen, daß wir ganz bewußt die Mädel wieder der hauswirtschaftlichen Berufen zuführen wollen und außerdem die Kenntnis der Hausarbeit für jedes berufstätige Mädel als erforderlich ansehen, auf der anderen Seite aber fest, daß diese Ausbildungsmöglichkeiten zur Hausarbeit, die hier aufgezeigt sind, noch nicht ausreichen können, die Mädel zur Selbstführung des Haushaltes in der Familie zu erziehen.

Wir sehen daher die Notwendigkeit der Haushaltungsschulen, in denen halbjährige und ganzjährige Kurse laufen, sehr klar.

Es leuchtet uns aber weniger ein, wenn in Prospekten dieser jetzt bestehenden Haushaltungsschulen folgende Sätze zu finden sind: „Dringender als in friedlichen Entwicklungsjahren früherer Zeitläufe ist es uns zur Pflicht gemacht, unsere Töchter der entwerdenden Unruhe und den schädlichen Einflüssen der Zeit zu entziehen und ihnen Seelenreinheit zu bewahren . . . , unser Töchterheim stellt sich die Aufgabe, den jungen Mädchen ein unverlierbares Jugendparadies zu bereiten . . . , alle unlauteren Elemente und Einflüsse werden ferngehalten . . .“

Dazu haben wir folgendes zu sagen: Wir wissen ganz genau, daß junge Menschen in einem Alter von 15 bis 21 Jahren, in das der Besuch der Haushaltungsschulen gewöhnlich fällt, am stärksten zu beeinflussen sind, und daß diese Zeit für sie einen Umbruch bedeutet, der ausschlaggebend für das ganze Leben ist.

Wir sind aber der Meinung, daß es nicht damit getan ist, die Mädel „der entwerdenden Unruhe und den schädlichen Einflüssen zu entziehen“, wir sagen vielmehr, daß wir mit offenen Augen durch die Welt gehen wollen und unsere Erziehung so ausgerichtet sein muß, daß wir auch allen Schattenseiten des Lebens entgegenzutreten können. Ganz abgesehen davon, daß weder die Eltern noch die Mädel sich heute sagen können, ob für sie nicht auch einmal eine Zeit des Lebens kommen wird, in der sie hart und fest sein müssen, lehnen wir es vom Standpunkt der Gemeinschaft unseres Volkes ab, daß gerade unsere zukünftigen Frauen abgekapelt und unberührt von allem Geschehen der Zeit ihre Entwicklungsjahre verleben sollen. Wir wollen kein „unverlierbares Jugendparadies“, sondern wir wollen lernen, mit heißen Beinen auf der Erde zu stehen, und mit dem Leben, ganz gleich, was es für uns bringen mag, fertig zu werden.

Das waren einige ideale Werte verschiedener Schulen, die unserer Kritik bedürfen. Nun kommen wir zu sachlichen Fragen. Bei der Kostenberechnung einiger Schulen, die einen monat-

Beim Fröhnsport vor der Godesberger Schule



Aufnahmen (5): Reichsbildstelle u. d. HZ

BDM-Mädel bei der Arbeit im Gemüsegarten



lichen Preis für Unterricht und Verpflegung von 120 RM. berechnen, heißt es: Besonders werden in Rechnung gestellt die Vorfächer: Behandlung der Wäsche (Schneiden, Wäschennähen, Ausbessern eigener Kleidung, Handarbeiten), Säuglingspflege, Turnen, Schwimmen usw.; ferner Bad, Klavierbenutzung u. a. m. Es taucht hier einmal die Frage auf. Was versteht man unter einer internatsmäßigen Zusammenfassung für einen Schulbetrieb, wenn Leibesübungen, Schwimmen usw. zu den sogenannten wahlfreien Fächern gehören, die, falls sie „zu üben gewünscht werden“, besonders bezahlt werden müssen?

Die zweite Frage ist, was man unter einer Haushaltungsschule versteht, wenn der Unterricht in Nähen, Behandlung der Wäsche usw. nicht in das Schulgeld mit einbegriffen ist, sondern besonders berechnet wird. Wenn dann noch in einem Prospekt steht: „Die Wäsche kann nach Hause geschickt oder in eine gute Wäschekunst in der Stadt gegeben werden“, so muß uns das unverständlich erscheinen mit unserem jetzigen Begriffen von der Hausarbeit.

Wie wollen die Hausarbeit erlernen, so wie sie wirklich ist, ganz gleich, ob wir schmutzige Finger dabei bekommen oder nicht. Die Erlernung dieser Arbeit hat nichts damit zu tun, ob wir sie später einmal selbst ausführen wollen oder müssen. Die Haushaltsführung liegt immer in den Händen der Frau, und sie ist nicht möglich, wenn die Hausfrau nicht aus eigenem Können die einzelne Notwendigkeit überblickt.

Diese hier gelübte Kritik mag hart sein und in manchen Kreisen als Annäherung der Jugend aufgefaßt werden; sie ist aber notwendig und wird im übrigen nicht nur von der Jugend geübt.

Schon vor Jahren haben uns Eltern die Notwendigkeit von BDM-Haushaltungsschulen im Sinne der nationalsozialistischen Jugenderziehung klargemacht. Im Frühjahr 1934 haben wir uns deshalb entschlossen, an die Reichsführerinnen-Schule 2 des BDM zu Godesberg eine Haushaltungsschule anzuschließen.

Der Erfolg war so außerordentlich gut, daß die vorliegenden Anmeldungen für den nächsten Lehrgang nicht annähernd berücksichtigt werden konnten, so daß wir nun endgültig die Beschaffung von BDM-Haushaltungsschulen zu einer Kernfrage der BDM-Arbeit überhaupt gemacht haben. Der Versuch in Godesberg zeigt, daß es sich bei den jetzt eröffneten BDM-Haushaltungsschulen nicht um ein Experiment handelt, und daß

wir wohlweislich Erfahrungen gesammelt haben, weil wir ganz genau wissen, daß diese Frage durchaus verantwortungsvoll zu behandeln ist. Unsere Kritik an gewissen Pensionaten ist nicht Ausdruck einer eigennützigen Opposition, sondern ist aufgebaut auf Erfahrungen unserer Mädel und Eltern.

Wir haben diese Erziehung selbst in die Hand genommen, weil wir nicht länger zusehen wollen, wie unsere Mädel völlig verbogen aus einzelnen Schulen wieder zurückkommen. Wir werden verantwortungsbewußt unseren Weg gehen und unsere Mädel zu Frauen erziehen, wie sie heute gebraucht werden; klar, selbstbewußt und wirklichkeitsnah.

Gertrud Kunzmann

Im Pflaumenraum der Schule wird fleißig geschäftet



Die erste große Wäsche der Haushaltsschülerinnen



Hell und neuzeitlich ist die Küche der Schule





Zeit das Gefühl für die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung nicht verloren hat, und daß damit vom Bund Deutscher Mädel eine Stätte geschaffen worden ist, die allen Mädeln im Reich, gleichgültig ob sie dem BDM angehören oder nicht, die Möglichkeit gibt, die Vorbereitungen für Haushalt und Familie im Geiste unserer nationalsozialistischen Weltanschauung zu erhalten.

Es ist klar, daß eine solche Erziehungs- und Vorbereitungsstätte nur dann die ihr gestellten Aufgaben restlos erfüllen kann, wenn sie in allen Arbeitsgebieten auf der Grundlage der nationalsozialistischen Ausrichtung steht, die heute das Leben eines jeden deutschen Mädels bestimmen soll.

Es ist deshalb selbstverständlich, daß neben unseren Führerinnen Schulen auch diese Erziehungsstätten das Gebiet der Verarbeitung, der Geschmacks- und Stilbildung, der Raum- und Wohnkultur als eines ihrer wichtigsten anziehen, weil hier die Arbeit im Haushalt von dem Nur-Kochen auch auf jene Aufgaben gelenkt wird, die gerade von dem Mädel und der Frau von morgen gefordert werden.

Diese bewußte Hinführung zu den Werten des Handwerks und damit zu der echten deutschen Volkslust, wie wie sie in den Ueberlieferungen alter Bauerngeschlechter auch heute noch überall im Land finden, und die bewußt dazu beiträgt, daß das Gefühl für das Echte, Wertige geweckt wird, ist aber nur möglich durch den unermüdbaren Arbeitseinsatz, den der BDM heute auf diesem Gebiet bereits geleistet hat.

Der vor kurzem in der Reichsführerinnen-Schule Potsdam durchgeführte praktische Werkkurs für alle Obergangswerkreferentinnen des Reiches hat nachdrücklich gezeigt, daß in allen Teilen des Reiches Mädel, die selbst schöpferisch begabt sind, daran arbeiten, die Werkkultur des deutschen Mädels so auszurichten, wie es unserer heutigen Zeit mit ihren Maschinen und technischen Höchstleistungen entspricht.

Wir wollen das Gediogene

Zu den Werten des Handwerks

Die Nachricht von der Eröffnung der Haushaltungsschulen des BDM, die kürzlich in allen Teilen des Reiches eingeweiht wurden, ist sowohl vom BDM wie auch von der Eliteenschaft mit außerordentlicher Freude aufgenommen worden. Bereits nach dem ersten Bekanntwerden des Anmeldetermins waren die Schulen überfüllt. Es ist damit der Beweis erbracht, daß unsere



In dieser dreiwöchigen Arbeitsgemeinschaft wurde unter Leitung der BDM-Referentin im Kulturrat der Reichsjugendführung, Erna Bohlmann, in gemeinsamen Aussprachen sowie in täglichen praktischen Übungen die Ausrichtung gegeben, die allein der Haltung des deutschen Mädels entspricht.

Wie bei jedem schöpferischen Schaffen, so gilt dabei natürlich auch hier die Forderung, keine Normung des Geschmacks oder gar des persönlichen Stils vorzunehmen, sondern aus der Natürlichkeit und der organischen Entwicklung unseres Mädelsbundes die gemeinsame Grundlage und Ausrichtung zu finden, die — trotz der Vielfalt der persönlichen Abwandlungen — vorhanden ist auf Grund der gemeinsamen Weltanschauung.

In diesen Stunden in der Reichsführerinnen-Schule, die ausgefüllt waren mit lebhaftem Gedankenaustausch über die Erfahrungen in der Arbeit der Einheiten, wurde auch zugleich eine verantwortungsbewusste Kritik geübt an allen Dingen, die als praktische Beispiele aus der Arbeit im Gemeinschaftsraum der Schule zur eingehenden Betrachtung aufgestellt waren. Bei der überkritischen Schau aller Arbeiten, die in den Werk- und Heimstunden der Einheiten in allen Teilen Deutschlands entstanden waren, wurde es jedem Mädel so recht bewußt, wie ungeheuer reich und vielfältig das Schaffen der verschiedenen deutschen Gauen ist. Da mochte wohl jede begreifen, daß gerade die Vielfalt, die aus dem erdbewurzelten Wesen der deutschen Stämme entspringt, die Grundlage des deutschen Kulturschaffens ist.

Reich und voller Anregungen waren diese Stunden, in denen Mädel aus dem Schwarzwald über ihre Heimkunst berichteten oder Mädel aus dem Norden des Reiches von den funktvollen Mustern erzählten, die heute noch an manchen Orten von den Bäuerinnen ihrer Heimat selbst gewebt werden. Jeder Stamm hat dabei Eigenes aufzuweisen an jahrhundertaltem Volksgut, das sich von Generation zu Generation vererbt hat, und das trotz der feindlichen Einflüsse vieler Zeitströmungen nicht verlorengegangen ist, weil die Menschen, die es pflegten und gestalteten, selbst urmächtig und natürlich genug waren, das Gute, Ueberlebende gegen das Andringen des Fremden zu verteidigen und zu erhalten. —

Durch diesen Kurs in der Reichsführerinnen-Schule ist die Grundlage geschaffen worden, auf der jeder Übergang weiterarbeiten kann, wie es der Eigenart seines Landes entspricht. Darüber hinaus hat dieser Schulungslehrgang der Werkreferentinnen eine weitere Bedeutung erhalten: In den praktischen sowie theoretischen Werkstunden wurde immer wieder die grundsätzliche Feststellung getroffen, daß die Werkarbeit des deutschen Mädels in keiner Weise zur Schädigung des deutschen Handwerks führen könne.

Es ist notwendig, diese grundsätzliche Feststellung hier noch einmal zu wiederholen, denn immer wieder werden Stimmen laut, die in der Werkarbeit des BDM ein Gefahrenmoment für die Existenz der einzelnen Handwerkszweige sehen. Gerade der Potsdamer Kurs hat hier erneut absolute Klarheit geschaffen. Die Werkarbeit des BDM wird niemals die sachliche Schulung des gelehrten Handwerksmeisters erreichen, da sie von ganz anderen Voraussetzungen ausgeht und in der praktischen Bastel- und Werkstunde der Einheit einen ganz anderen Zweck verfolgt.

Durch die Loslösung der Handwerksarbeit aus den verschiedenen Wirtschaftszweigen der Systemzeit ist der serienmäßigen Herstellung auf maschinellem Wege ein außerordentlich großer Platz im Wirtschaftsleben eingeräumt worden. Damit aber hat der einzelne Mensch den Maßstab für die gute handwerkliche Arbeit verloren. Diese Tatsache ist besonders häufig bei jungen Mädeln zu beobachten, die bisher noch gar nichts anderes konnten als die Massenartikel in den Schaufenstern der Kaufhäuser. Hier hat nun die Werkbildung durch den BDM einzuwirken. Daß dabei in praktischer Arbeit durch die Mädel selbst gute und sauber gearbeitete Gegenstände entstehen, sollte niemanden beunruhigen, denn erst durch das Heran-

führen an das Material lernt ja die Einzelne, die fertige Leistung schätzen. Jedes Mädel kann sich auf diese Weise selbst mit dem Stoff, dem Material vertraut machen und erhält zum erstenmal wieder einen Maßstab dafür, ob ein Gegenstand echt und organisch gefügt ist, oder ob die „Verzögertheit“ des Stoffes für konstruierte Formen mißbraucht ist. Wir erinnern dabei an die Geschenkartikel in Form von geflochtenen Silberkörben und dergleichen mehr!

So ist die Werkbildung des BDM mithin als eine natürliche Stil- und Geschmacksbildung zu werten; und erst nach dem Heranführen an das Material wird das einzelne Mädel die handwerkliche Leistung unserer deutschen Handwerkszweige gebührend schätzen und beurteilen können.

Aus dieser Einstellung heraus ist daher auch die praktische Erprobung der einzelnen Techniken und Arbeitsweisen zu werten. So konnten im Werkkurs der Reichsführerinnen-Schule Potsdam u. a. die Herstellung von Papp- und Holzarbeiten sowie das Kleistern von Bucheinbänden und der Hergang des Bucheinbindens praktisch durchgeführt werden. Daneben wurde die alte Kunst des Stoffdruckes von den Kurssteilnehmern selbst erprobt. Wie außerordentlich vielseitig gerade hier von dem einzelnen Mädel die Arbeit geleistet wurde, beweisen die zum Teil sehr guten Entwürfe und Muster, die dabei entstanden.

Darüber hinaus nahm die deutsche Volkskunst des Handwebens selbstverständlich im Rahmen dieser praktischen Werkstunden einen außerordentlich bevorzugten Platz ein. Das Weben auf Webrahmen und -mühlen, sowie die alte Brettchenweberei wird ja vielerorts im deutschen Lande noch gepflegt. Daß diese Volkskunst aufs neue erblüht und die schöpferischen Kräfte unseres Volkes zu neuem Schaffen anregt, ist eines der Ziele, zu deren Verwirklichung das deutsche Mädel durch eigenes Weben beitragen soll. — Feder- und Bastarbeiten vervollständigten den Arbeitsplan des Potsdamer Kurses. —

Heute stehen alle Teilnehmerinnen bereits wieder draußen im Land mitten in der Arbeit. Nun gilt es durch weiteren unermüdbaren Arbeitseinsatz, die Forderungen der Geschmacksbildung bis an die kleinste Einheit heranzutragen und damit die Voraussetzung zu schaffen für eine artgemäße Ausgestaltung des eigenen Lebensstiles.

Reinhold Roth

Das BDM-Jahrbuch 1937

soll wieder ein Spiegelbild unserer Art und Arbeit werden. Genau wie im vergangenen Jahr wollen wir Zeugnis ablegen von dem, was wir in zwölf Monate langem gemeinsamen Schaffen erreichten. Nicht nur die Eltern- und Lehrerschaft, nicht nur die Mitwirkenden sollen spüren, daß der nationalsozialistische Mädelsbund im Arbeitsjahr 1936 noch klarer und geschlossen in seiner Haltung und Auffassung geworden ist, sondern jedes BDM-Mädel, gleich ob in der Stadt oder auf dem Lande, soll ein Stück seines Lebens, seines Dienstes, seiner Pflichten und Forderungen in diesem Jahrbuch wiederfinden.

So rufen wir Euch denn alle zur Mitarbeit auf. Schickt Erlebnis- und Tatsachenberichte, schickt Gedichte und Fahrensprüche, schickt Fotos und Zeichnungen ein; denn nur in gemeinsamer Gestaltung kann ein wahres Bild unseres Seins und Schaffens entstehen.

Anhand des BDM-Jahrbuches 1936 werdet Ihr am besten erkennen können, in welcher Art das Material gehalten sein muß. Für die besten Arbeiten sind wertvolle Buchpreise ausgesetzt worden. Letzter Zeitpunkt der Einreichung ist der 15. Juli 1936. Sämtliche Arbeiten müssen das Kennwort „Mädel am Werk“, BDM-Jahrbuch 1937, tragen; sie sind zu richten an die BDM-Hauptreferentin des Presse- und Propagandaamtes der Reichsjugendführung, Hilke Kunze, Berlin NW 40, Kronprinzen-Ufer 10.

Mädel im Stadt und Land, helft mit, daß das Jahrbuch 1937 klar und eindringlich von uns, von unserem Schaffen und unserer Haltung spricht und uns so wieder ein Stück weiterbringt in unserer gemeinsamen Arbeit.



Wir stehen als Jungmädelschaft des Bundes im Glied, vor uns der Wimpel, dessen Rune Symbol unseres Glaubens ist, Wimpeltuch, das den einzelnen von seinem Ich löst und ihn unter das Gesetz der Kameradschaft stellt. Jungmädels, Dein Wimpel will Dienst! Über Deutschland weht die Fahne des Führers, die ein Volk zusammenzwingt zu einer Gemeinschaft, vor deren Schicksal der einzelne nichts gilt, Fahne, dein Ruf heißt: Kampf um das Reich! Aus: Wir folgen, JM-Jahrbuch 1934

Aus „Neuen“ werden Jungmädels

Die einen und die anderen

Als wir den Befehl bekamen, in diesem Jahr alle 10- bis 14jährigen in unseren Reihen zu erfassen, da sind wir mit allem Willen und mit ganzer Entschlossenheit an die Arbeit gegangen. Es ging uns weniger um möglichst große Zahlen, noch um Massenaufnahmen, aber wir sahen einfach die Notwendigkeit ein, auch all die zu uns zu holen, die immer noch abseits standen. Wir wußten, daß es nicht angeht, wenn ein Teil unseres Volkes für die Zukunft erzogen und gehärtet wird, während der andere sorglos und unbeteiligt dahinspielt.

Wir trugen darum den Angriff in ganzer Breite vor und mußten von jedem einzelnen die klare Stellung für oder gegen uns fordern. Wir sprachen in Schulen und Elternversammlungen, machten Ausstellungen und Werbeabende und konnten so mit allen Eltern und Mädeln über unsere Arbeit und deren Ziele sprechen. Viele begriffen da erst, was wir eigentlich wollten. Als dann der Tag kam, an dem wir die neuen Mädel aufnahmen, da war der Ansturm ungeheuer.

Unter den Mädeln, die kamen, waren viele, mit denen wir gleich vertraut waren. Freilich und gerade sahen sie uns in die Augen, und wir spürten deutlich die Freude und den Stolz, mit denen sie ihren Namen unter den Scheln malten. Wenn wir sie fragten, warum sie nicht eher gekommen waren, hörten wir oft das gleiche: Sie hatten nicht so recht gewußt, was wir taten, hatten es sich auch noch nie so überlegt, daß sie zu uns gehörten — jetzt wollten sie aber mitarbeiten!

Anderen merkte man wieder ganz offensichtlich einen Zwang an unter dem sie kamen. „Wir müssen doch alle rein!“ oder „Der Lehrer hat uns geschickt“, waren ihre Antworten. Diese hatten ihr Leben bisher ganz nach eigenem Sinn geführt und wollten keine Forderung über sich anerkennen. Wir waren ihnen spürbar unangenehm, und die Aussicht auf das Leben in einer Gemeinschaft paßte ihnen nicht. Sie kamen ohne Vertrauen zum eigenen Jungsein und sicherten höchstens über den „Kinderbetrieb“, der sie erwartete. Sie waren ohne Freude und ohne Willen und eigentlich schon uralt.

Am schwierigsten aber war es immer dann, wenn Rieschen oder Lottchen an der Hand der Eltern erschienen; denn nur wenige kamen mit, weil sie sich freuten, daß sie ihr Kind zu uns bringen konnten. Bei den meisten erfolgte die feierliche Unterschrift erst nach langem Neben und hundert Bedenken. Die „Töchterchen“ sollten uns nur unter bestimmten Bedingungen, die entweder selbstverständlich oder unerfüllbar waren, überlassen werden.

Bei all diesen Wünschen fühlten wir uns manchmal in längst vergangene Zeiten zurückversetzt. Trudchen durfte nur eintreten, wenn die Mutter die Gewißheit hatte, daß sie nicht mit irgendwelchen ungebildeten oder „gewöhnlichen“ Kindern zusammen-

kam. Ruthi hatte ein so „zartes Seelenleben“, daß sie eine ganz zartfühlende und mitempfindende Leiterin brauchte. Ischen sollte gleich von vornherein von allen Fahrten und Lagern beurlaubt werden — man durfte sie keiner Gefahr an Leib und Seele aussetzen.

Die armen braven Kinder taten uns leid, und nur ihrerwegen ließen wir uns auf diese Verhandlungen ein. Ihnen wollten wir ein Stück wirklicher und froher Jugend geben und sie zu getraden und gesunden Menschen machen. Wir hätten diesen Eltern ja sagen können, daß sie anschließend an der Zeit vorbeileben; aber so erklärten wir ihnen nur, daß wir uns unserer Verantwortung völlig bewußt seien, daß wir sie aber auch für jedes Arbeiterkind genau so stark trügen. Wir hätten noch keinen Sonderverein für höhere Töchter, aber das wäre auch ganz gut so, denn schließlich gelte im neuen Reich niemand mehr als der andere. Gerade die aber, die durch jahrelange Not und Arbeitslosigkeit gegangen seien, schickten uns ihre Kinder an selbstverhändlichten, weil sie wußten, daß jeder Dienst tun muß.

Unsere ersten Heimabende jetzt mit den „Neuen“ sind oft nicht leicht. Wir werden eine ganze Zeit brauchen, bis alle unter dem gleichen Ziel stehen, bis sie wissen, daß wir kein Verein und kein Kränzchen sind, und daß es bei uns um andere Dinge geht als in der Schule und auf dem Spielplatz. Es ist schon schwer, hier nun nicht mehr ausschließlich neben seiner Freundin zu sein und sich mit ihr abzuheben. Es fällt nicht leicht, sein eigenes kleines Ich nicht mehr im Mittelpunkt alles Geschehens zu sehen, sondern in einer Gemeinschaft aufzugehen.

Aber da sind in jeder Jungmädelschaft auch noch andere, die mit unerhörter Freude und Schwung die neuen und Selbstsuchtigen mitreißen, die nie genug hören können und immer wieder sagen: „Warum sind wir nur nicht schon früher zu euch gekommen!“ Da erzählen uns Zehnjährige, wie sie seit zwei oder drei Jahren auf den Tag gewartet haben, an dem sie endlich eintreten durften. Und diese anderen sind in der Mehrzahl! —

Wir steuern uns auf die Sommerlager, in denen wir unsere Neuen zum ersten Male in unsere große Gemeinschaft mit hinausnehmen. Wenn sie dann in diesen Wochen mit uns in der Krassen Zucht des Lagers stehen und all das Große und Starke unseres Jungmädelsseins erleben, dann wird auch das Letzte von ihnen abfließen, das sie heute noch zu „kleinen Mädchen“ macht. Auf sich gestellt und doch an all die Kameradinnen gebunden, wird sich da jedes einzelne Mädel seinen Platz und seine Anerkennung erringen müssen.

Sie werden in unsern Heimabenden und Festerstunden und in dem ganzen zuchtvollen Zusammenleben all das spüren, was Sinn und Ziel unseres Einsatzes ist. Ihnen wird es zum ersten Male in dieser Eindringlichkeit gemessen werden, und wir wissen, daß alles andere dahinter versinken wird. Aus unsern „Neuen“ werden dann richtige Jungmädels geworden sein.

Eine Berliner JM-Führerin



Aufnahme, Oberrhein Berlin

Sommerreise oder Lager

Das weiß jeder: In der höheren Schule gibt es in der Klasse die einen und die anderen. Wenn aber die beste Freundin immer noch zu dem anderen gehört, trinkt einen das, denn die beste Freundschaft verliert ihren Sinn, wenn man sich in den Dingen, die unsere Haltung angehen, nicht versteht.

Im vorigen Sommer gingen wir ins Lager, — wir, das sind alle wir Jungmädels aus unserer Klasse. Wir kamen nicht alle in dasselbe Lager, denn wir gehören ja verschiedenen WM-Scharen an. Wochenlang vorher schon sprachen wir nur noch vom Lager. Die anderen erzählten sich auch, aber: von ihrer Sommerreise mit den Eltern. Manches mitleidige Blick traf unser Grüppchen.

Endlich waren die Ferien da. Ich versuchte noch einmal, Irma zu werben und sie zu ihren Eltern. „Bitte, Frau Rüder, lassen Sie Irma doch mit.“

Ein überlegenes Nicken: „Mein liebes Kindchen, wir wollen ihr Irma das Beste. Wir sind die Eltern, das heißt doch die Väter, Lebenserfahreneren. Wenn wir in der Lage sind, unserem Kinde eine Reise bieten zu können, dann ist das das Beste für Irma. Unter meiner und meines Mannes Leitung lernt sie eine herrliche Gegend kennen, wir zeigen ihr, was man dort gesehen haben muß. Gleichzeitig lernt sie, in einem Kreis feingebildeter Menschen sich zu bewegen, lernt vor allem Beherrschung.“ Damit war ich entlassen.

Warum versteht Irmas Mutter uns nicht, mußte ich immerzu denken. Gut, „Benimm“ ist natürlich etwas Gutes. Aber ist es denn von dem „Gebildeten“ allein gepachtet? Nein, das ist Lastgefühl, und das ist Kameradschaft; denn wie kann ich mich aus einem kameradschaftlichen Gefühl heraus falsch gegen jemanden benehmen. Beherrschung soll Irma lernen? Nun ja, was ergiebt denn besser dazu als unser Lagerleben?

Aber grundlegend anders ist es doch: Wir lernen uns beherrschen, weil wir uns einordnen in die große Gemeinschaft. Die anderen aber meinen mit Beherrschung: sich bei jedem Liebling machen können. So muß es doch sein, denn sonst würden sie uns doch verstehen und wissen, was wir wollen. —

Nach den Ferien hatten wir wieder viel zu berichten. . . . Und wieder sahen die anderen uns mitleidig an. Und doch — und doch — sie spitzten die Ohren, und manch' eine seufzte leise und fragte uns aus, und wir merkten, daß sie uns im Stillen beneidete. Auch Irma. Vielleicht finden sie doch noch zu uns; denn auch sie spürten den Unterschied: Im Lager leben wir in einer Art, die unserem Alter entspricht. Auf der Reise mit unseren Eltern sollen wir erwachsen sein. —

Heute, als ich von unserem diesjährigen Sommerlager erzählte, habe ich aus Herzensgrund zu meiner Mutter gesagt: „Daß ich so vernünftige Eltern habe, das ist doch zu sein!“ Sie lächelte und sagte: „Wir hatten unser Kränzchen, ihr habt den Bund. Was größer ist, das fühlt du ja selbst. Auch meine Mutter war „vernünftig“ und mußte: Jugend will ihre eigene Art leben. Eure Art, Mädels, — — ach, ich wollte, ich wäre noch einmal jung, um ganz mit euch leben zu können!“ Ja, meine Mutter, auf die bin auch unbändig stolz!

Ein pommerisches Jungmädels.

Ein Paar Jungmädelschuhe

„Ihr wollt also auf Fahrt gehen“, sagte der Schuster zu einem Paar brauner Lederchuhe, die vor ihm auf dem Arbeitstisch neben einem Paar hochleiner Gesellschaftschuhen standen. Die braunen Wanderchuhe, mit denen der Schuster soeben gesprochen hatte, waren BDM-Bundchuhe; man sah es auf den ersten Blick. Der Größe nach zu urteilen, gehörten sie einem Jungmädels. „Na, da will ich euch mal gleich vornehmen!“ Er wandte dem Tisch den Rücken, um sich das notwendige Handwerkszeug zusammenzulegen.

Da brausten auf einmal die vornehmen Gesellschaftschuhe auf. „Na, so was ist uns auch noch nicht vorgekommen! Wir waren doch schon viel früher da! Was laßt diesem Schuster denn eigentlich ein! Wenn das unser gnädiges Fräulein erfährt! Es ist unerhört! Unerhört!“

„Bitte, der Schuster ist ein sehr netter Mann, und ihr müßt schon verzeihen, denn Ursel wäre wirklich sehr unglücklich wenn wir heute nicht mehr fertig würden, und sie dann nicht mit auf Fahrt gehen kann!“

„Ach was, Fahrt! Wir müssen morgen abend zum Tanzen gehen, das ist noch viel wichtiger!“

„Tanzen wollt ihr? Oh, das ist fein, das tun wir auch sehr gern!“ — „Naas, — ihr wollt tanzen? Das ist ja zum Totlachen“, riefen die Pumps und sahen mit Verachtung auf die Jungmädelschuhe herunter. „Was tanzt ihr denn?“ — „Nun, Bolts tänze natürlich!“ — „Wir klappen um, wir klappen um“, riefen die Tanzschuhe und wackelten vor Vergnügen von einer Seite auf die andere. „Hahaha! Hahaha!“

Es wurde für ein Weilchen still zwischen den beiden. Man hörte nur das Klopfen und Hämmern des Schusters an seinem Arbeitstisch. Dann fingen die Pumps wieder an.

„Ihr braucht Euch mit dem Auf-Fahrt-Gehen gar nicht so groß zu tun, wir machen viel größere Fahrten!“ Jetzt war es an den Bundschuhen, zu haun. „Ihr braucht auch nicht so erstaunt auszusehen“, huben die Städtelschuhe fort, „wenn hier mal ein Tanz ist, dann fahren wir im Auto zur nächsten Stadt. Ist das vielleicht keine Fahrt?“

Wieder schwiegen sie eine geraume Zeit. Schließlich hatten sich die Jungmädelschuhe vom dem Auf-Fahrt-Gehen im Auto einigermassen erholt und sagten: „Euer Fräulein ist wohl sehr reich? Da werdet ihr sicher sehr gut behandelt, ja?“

„Doch“, machten die Pumps und wurden ganz schwarz, — „wenn man ehrlich sein soll, ist die Behandlung nicht besonders! Wenn wir abends spät nach Hause kommen, schleudert das gnädige Fräulein uns gewöhnlich in irgendeine Ecke und sagt: „Ihr dummen Dinger, wie ihr mich heute wieder gedrückt habt!“ Und am anderen Morgen muß Peter, unser Schuhpuher, uns erst wieder zusammenfügen. Dabei geht er auch nicht gerade nett mit uns um! Dann reißt er mit einer tragischen Würde auf uns herum, spuckt uns auch an und zu an — ja, so werden wir behandelt.“

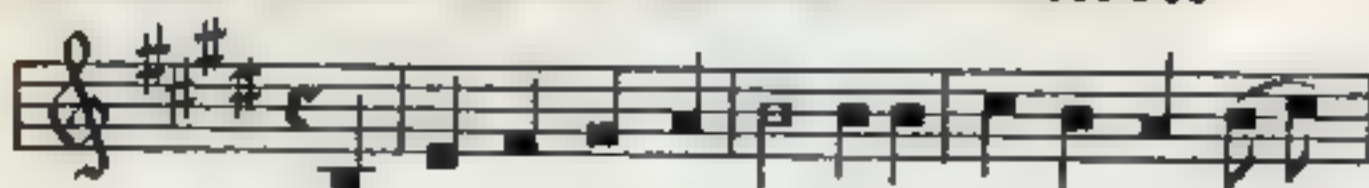
„Ihr armen Dinger“, riefen die Jungmädelschuhe mitleidig, „wenn ihr mühtet, wie gut wir es haben! Wie sorgfältig uns Ursel immer ansieht, wie sie uns selber putzt, wie sie uns vor Kälte und Wärme schützt, uns ausklopft und einfettet!“

Die Gesellschaftschuhe waren ganz still geworden, kein Wort sagten sie mehr. Selbst das spöttische Nicken hatten sie vergessen. Sie schienen eifrig nachzudenken.

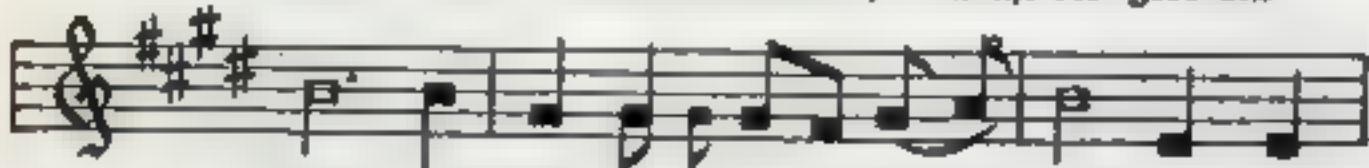
Da kam auch schon der Schuster. Er nahm Ursels Schuhe und sagte: „Es ist zwar schon Feierabend, aber wie wird sich Ursel freuen, wenn ihr doch noch fertig geworden seid!“

Ein Thüringer Jungmädels.

Denn eine Zeit wird kommen



1. Denn ei - ne Zeit wird kom - men, da macht der Herr ein



End, da wird den fal - schen ge - nom - men ihr



un - echt Ke - gi - ment, ihr un - echt Ke - gi - ment.

Joseph von Eichendorff

Denn wie das Erz vom Hammer,
so wird das irdte Geschlecht ge-
haun sein von Not und Hammer
zu festem Eisen recht, festem Eisen
recht.

Da wird der Morgen tagen hoch
über den Wald hinauf, da gibt's,
was zu singen und zu schlagen,
da wacht, ihr Getreuen, auf, wacht,
ihr Getreuen, auf!

Das Glockengelpenst

Wir hatten bei einem Bauern in der Scheune Quartier bekommen, hatten den Staub der langen Tagesfahrt unter der Lampe abgewaschen und unser Abendbrot verzehrt. Nun nützten wir das letzte Tageslicht, um uns im Dorfe umzusehen.

Dann, als unsere Bauernfamilie mit der letzten Haus- und Stallarbeit fertig war — der Feierabend kam spät, weil die schönen Tage bis zum Abend für die Feldarbeit genutzt werden mußten —, saßen wir alle zusammen auf den Bänken und den Steinstufen vor dem Hause, fragten und erzählten dies und jenes. Besonders gut hatte uns im Dorf die alte Holzkirche gefallen. Sie hatte, wie es in dieser Gegend üblich war, keinen Turm, sondern die Glocken hingen in einem besonderen Turm aus einfachen Holzbalken neben der Kirche.

„Die beiden Glocken, die ihr da gesehen habt“, sagte der Bauer, „die haben ihre ganz besondere Geschichte.“ — „Eine wahre Geschichte?“ fragten wir. „Oder nur so eine Sage oder eine Spukgeschichte?“ — „Ihr Grünhübel glaubt überhaupt nichts mehr“, brummte der Bauer, der aus unserem Frägen den Zweifel heraushörte. Aber als wir ihn sehr darum baten, erzählte er uns die Geschichte doch.

„Vor mehr als hundert Jahren hatte das Dorf lange Zeit keine Glocken in seinem Glockenturm. Die alten Glocken waren eingeschmolzen worden, als das Volk alles hergab, um die Franzosen aus dem Lande zu treiben. Der Krieg ging zu Ende, und das Land war frei; aber die Jahre der fremden Besatzung hatten den Bauern übel mitgespielt. Die Franzosen hatten auch das veredelte und vergoldene Silber zu finden gewußt: kurz und gut, es war an die Beschaffung neuer Glocken vorerst nicht zu denken.“

Ein alter Bauer vor allem war es, der über diesen Uebelstand sehr betrübt war; und er setzte forthin seinem ganzen Ehrgeiz daran, das Geld für die Glocken zu beschaffen. Er sammelte unter den anderen Dorfbewohnern und unter seiner Verwandtschaft und legte vor allen Dingen in seinem eigenen Hause in jähem Sparsamkeit einen Pfennig zum andern. Auch hielt er seine drei Söhne dazu an.

Den beiden Jüngsten behagte diese strenge Zucht jedoch gar nicht; es wollte ihnen nicht gelassen, daß des Vaters Sparsamkeit nicht ihnen selbst, sondern der Dorfgemeinschaft zugute kommen sollte. Sie konnten aber nicht dagegen ansetzen, so lange der Vater lebte. Als gerade noch ein wenig an der Summe fehlte, die zur Beschaffung neuer Glocken notwendig gewesen wäre, legte sich jedoch der alte Bauer zum Sterben nieder. Er ließ die Söhne an sein Bett kommen und ermahnte sie eindringlich, nach seinem Tode die letzten fehlenden Taler zusammenzusparen, damit das Dorf seine Glocken bekomme. Er selbst würde erst dann in seinem Grabe ruhig schlafen können, wenn über ihm das Geläut der Glocken ertönte.

Die Söhne versprochen alles, doch nur der Jüngste tat es mit ehrlichem Herzen. Die beiden andern nahmen, als der Vater tot war, das Geld und begannen damit ein leichtsinniges Leben zu führen. Sie kümmerten sich nicht um den Hof, ließen den Jüngsten allein arbeiten und hatten in gar nicht langer Zeit die ganze Summe vertan. Als die anderen Bewohner des Dorfes das merkten, sahte sie der Jörn, denn sie hatten fast alle einige Ersparnisse dazugegeben. Sie verjagten die drei Söhne aus dem Dorfe, ohne dem Jüngsten zu glauben, daß er anderen Sinnes als seine Brüder war. Das Dorf aber war immer noch ohne Glocken.

In der Nacht, nachdem die drei Brüder das Dorf hatten verlassen müssen, sah der Nachtwächter um die zwölfte Stunde einen Mann langsam die Dorfstraße heraufkommen und auf dem Kirchhof zugehen. Dort blieb er vor dem leeren Glockenstuhl stehen, sah lange hinauf und war dann plötzlich verschwunden, spurlos in der Luft vergangen. Mit der Zeit gewöhnte man sich an die Erscheinung, die keinem etwas zuleide tat, und nannte sie im Dorf nicht anders als „das Glockengelpenst“, denn man konnte sich wohl denken, daß es der Geist des alten Bauern war, der seine Glocken suchte.

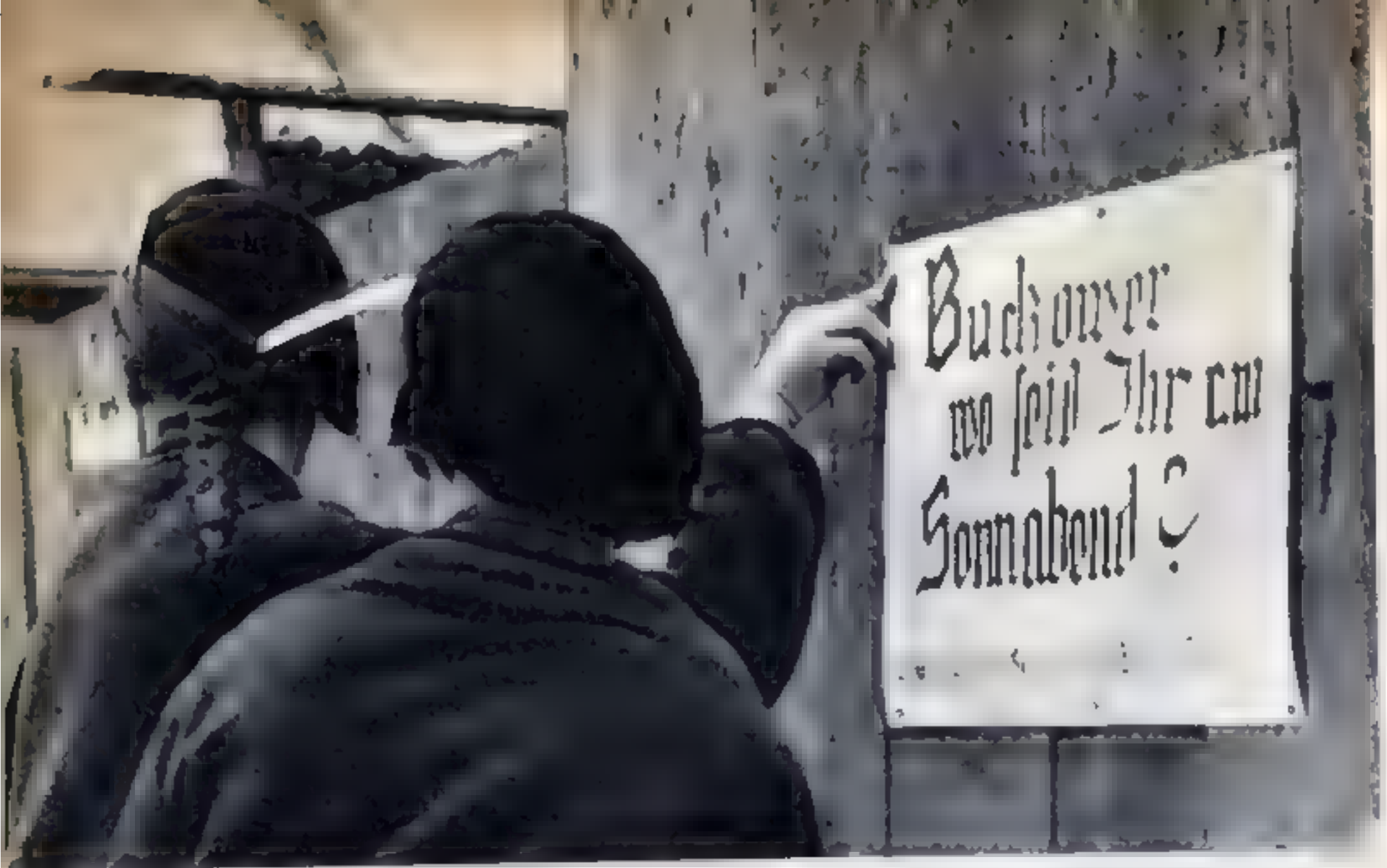
Da geschah es eines Tages, daß ein Reiter in das Dorf gesprengt kam und vor dem Hause des Dorfschulzen aus dem Sattel fiel. Er ging hinein und legte dem Schulzen eine große Summe Geldes auf den Tisch, dazu ein Schreiben mit der Aufforderung, von dem Gelde unverzüglich zwei Glocken anzuschaffen. Unterzeichnet war das Schreiben mit dem Namen eines weit bekannten prinziplichen Herrn, dem man als hilfreich rühmte. Dem Schulzen zitterten die Hände vor freudiger Erregung, und als er aufschah, erkannte er in dem Reiter den jüngsten Sohn des toten Bauern.

Der war der Anlaß zu dieser unerwarteten Hilfe gewesen. Er war, nachdem die Bauern ihn aus der Heimat vertrieben hatten, in die Dienste des Prinzen getreten, war diesem bald durch seinen Fleiß, seine Zuverlässigkeit und Bescheidenheit aufgefallen und in immer verantwortungsvollere Posten eingestiegen. Einmal hatte der Prinz sich länger mit ihm unterhalten, ihn nach Heimat und Familie gefragt und so die ganze unglückliche Geschichte erfahren. Sofort beschloß er, zu helfen, daß das Dorf seine lange entbehrten Glocken erhielt und damit die letzte böse Erinnerung an die Kriegsjahre getilgt würde.

So kam der Tag, da wieder das Doppelgeläut zweier Glocken durch das Dorf hallte. In der Nacht sah der Wächter das Glockengelpenst wie immer zum Glockenstuhl gehen und hinaufsehen. Dann aber zerfiel es nicht wie sonst in der Luft sondern ging zur Grabstätte des alten Bauern und legte sich dort zur Ruhe. Nie wieder ist es gesehen worden.“ — — —

Am nächsten Morgen, ehe wir das Dorf verließen, gingen wir noch einmal zum Glockenstuhl. „1822“ stand auf der größeren der beiden Glocken.

Eine larmarische ZR-Führerin.



Was war in Buckow los?

Das will ich euch heute erzählen; denn sonst berichten es auch die Buckower Jungmädels, wenn ihr in diesem Sommer auf einer eurer Fahrten an die märkischen Seen kommt. Sie hätten ihren so sorgfältig gebauten JJK-Gruppenkästen wirklich nicht vor uns in Sicherheit zu bringen brauchen.

Aber ich will der Reihe nach erzählen. Seit Tagen schon waren wir in der Jugendherberge, arbeiteten, werkten, sangen und trieben Sport. Unmerklich waren wir zu einer festen Gemeinschaft geworden, die von Tag zu Tag fester hineinwuchs in ihre Verantwortung und Aufgabe. Daneben aber fanden frohe, ausgelassene, ja reißend übermütige Stunden.

Ein Dornachmittag sollte Abschluß unseres Schulungslagers sein. Unermüdlich überlegten, bauten, nähten und organisierten wir. Ganz groß würde es werden! Das stand fest. Schlagartig sollte die Propaganda einziehen; Aufruf oder sollte die Einladung an die Buckower Jungmädels sein.

Herolde bitten den Buckower Bürgermeister zum Fest.



Aufnahmen (4) Barbara Seimann

Nicht in der üblichen bürgerlichen Form durfte sie erfolgen. Hatten wir den Herrn Bürgermeister doch auch bereits in feierlichem Zuge mit Heroldskanclaren und Pergamentrolle zu unserem Feste gebeten. Weshalb hing drunten neben dem Gasthaus der Aushängelaß der Buckower Jungmädelschaft? Dort sollten sie am nächsten Tag in der Frühe einen Dienstbefehl vorfinden, und zwar von der Jungmädelsreferentin der Reichsjugendführung höchstpersönlich.

So wurden denn alle Vorbereitungen getroffen; und als der Abend über Buckow lag, da machten sich drei von uns auf den Weg — so richtig als Schleichpatrouille mit Schraubenzieher und Kneifzange und mit dem lein säuberlich getippten Dienstbefehl, der alle Buckower Jungmädels für den Sonnabendnachmittag zusammenrief.

Als unsere Mädels die Dorfstraße erreicht hatten, die sonst zu dieser Abendstunde immer still und verlassen dagelegen hatte, bemerkten sie eine merkwürdige Unruhe. Sie schlugen sich tapfer an den Buckower Mädels und Jungen vorbei, die verteiligt vor den Toren und Türen standen, sie bemerkten, daß ihnen aufmerksam elterliche Blicke von den Fenstern der kleinen, niedrigen Häuser aus folgten.

Run war das Gasthaus erreicht. Weder stieg elen leichten verdächtig auf aus; denn statt des Kastens hing ein Zettel da: „Was machen die Berliner Jungmädels?? Die schlafen!!! Das nächste Mal früher aufstehen.“

Zassung um jeden Preis: nur nicht merken lassen, daß man sich getroffen fühlte. . . . So, als ob das Dorf nur von ihnen bei einem Fahrtenspiel berührt worden wäre, spielten sich die drei aus dem Dorf, aus der plötzlich reichlich ungemütlichen Straße und unter all den beobachtenden Blicken hinweg zurück zur „Zuhe“.

Dort wurde Kriegsrat gehalten. Wo lag der Verräter? Die zumärkische Gruppe, die auf ihrer Fahrt in der Buckower Jugendherberge übernachtet hatte, mußte etwas von unseren Plänen gemerkt, mußte die Buckower Mädels gewarnt haben. Wie wehte man diese Scharte wieder aus?

Wozu hatten wir in unserem Kuro die feinen Gruppenkästen gebaut? Emflig wurde einer hergerichtet. Und dann mitten in der Nacht, als ganz Buckow schlief, machten wir uns auf die Soßen. Im Ru war der Kasten neben dem Gasthaus angebracht; und am nächsten Morgen lasen die Buckower Jungmädels verblüfft und erstaunt ihren Dienstbefehl.



Was machen die Berliner Jungmädel??

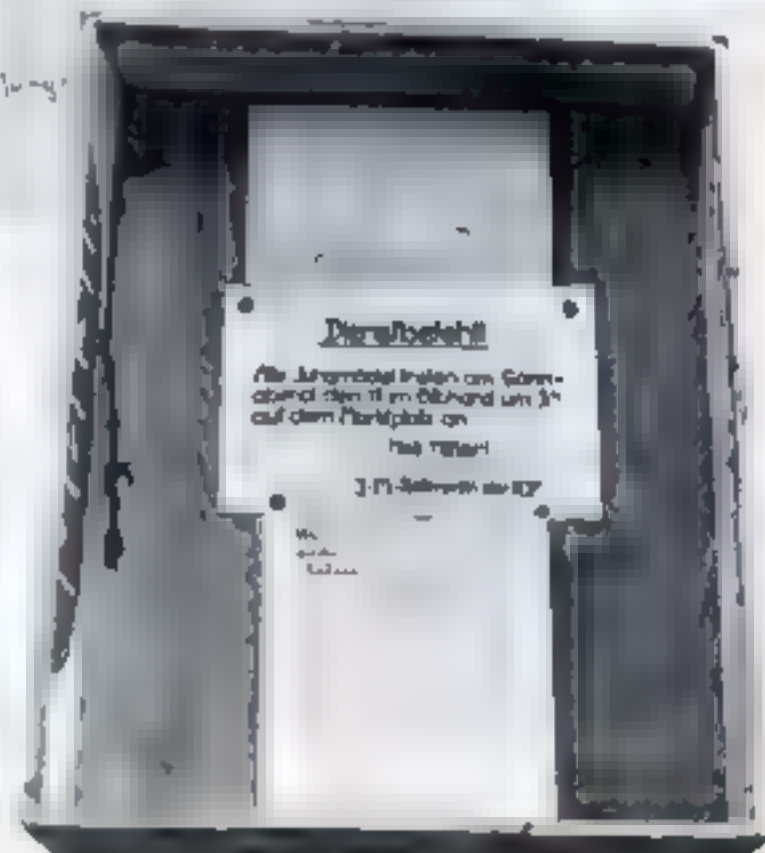
Sie „Schlagen“!!!
Das nächste Mal früher
aufstehen

Darüber aber hand als Antwort auf den gestrigen Anzeig-
hüßlich klar und sauber gemalt: „Der Mond scheint in die
Gassen. Wo habt Ihr Euern Kasten gelassen? Weil Euer
scheinbar zu schade für die Nacht, haben wir Euch einen neuen
gebracht.“

Sie standen am Sonnabend pünktlich bereit und mit ihnen
jung und alt aus Budow; denn der nächtliche Kampf um den
Kasten war die beste Propaganda gewesen. Überall im Dorf
und auf den umliegenden Höfen hatte der Postbote lachend
davon erzählt und hatte dann ebenso lachend berichtet von all
den seltsamen Vorbereitungen in der Nacht und von all den
bunten geheimnisvollen Plakaten „Was ist am Sonnabend in
Budow los?“, die überall an den Zäunen, Häusern und Bäumen
hingen.

So hatten wir denn eine große und äußerst vergnügte Zu-
schauermenge. Am meisten gestaut aber haben sich die Budower
Jungmädel, die statt des Dienstes den großen Lagerstich und
das frohe Märchenspiel sahen.

Ein Berliner Jungmädel



Der große Regen bei unserem Märchenfestspiel



Von jung und alt begleitet, so geht's zur Festwiese



Jungmädels erzählen

Unser neues Jungmädels-Jahrbuch

Kann nur wirklich vom Leben und von der Ziehung der Jungmädels sprechen, wenn Ihr alle nach bestem Können daran mitarbeitet. „Wir folgen“, das Jungmädels-Jahrbuch 1936, hat zum erstenmal klar und einbringlich unsere Art und unsere Arbeit aufgezeigt. Da das neue Jungmädels-Jahrbuch 1937 eine Gemeinschaftsleistung werden soll, rufen wir Euch alle zur Mitarbeit auf.

Weil wir das Jahrbuch 1937 frühzeitig herausbringen wollen, ist es dringend erforderlich, daß Ihr uns möglichst umgehend Material — Photos, Zeichnungen, Gedichte und Jungmädelsgeschichten — einricht. Ihr werdet an Hand des Jungmädels-Jahrbuches 1936 am besten sehen, welche Art von Arbeiten wir gebrauchen.

Wir legen für die besten Arbeiten wertvolle Buchpreise aus. Alle Einsendungen gehen an die Jungmädelsreferentin der Reichsjugendführung Lydia Schürer-Stolle, Berlin NW 40, Kronprinzen-Ufer 10; sie müssen das Kennwort: Jungmädels-Jahrbuch 1937 tragen. Letzter Zeitpunkt für die Einbringung von Arbeiten und damit für die Beteiligung am Wettbewerb ist der 15. Juni 1936.

Zum erstenmal in Deutschland

„Schön ist es in Deutschland, wunderschön ist es hier...“ Immer wieder rief Urful diese Worte aus. Wir gingen durch die Straßen von Berlin. Um uns hastete der laute Weltstadtverkehr. Urfula war im Sommer mit dem deutschen Dampfer „Wakissi“ aus dem ehemaligen Deutsch-Südwestafrika gekommen. Damit war ihr größter Wunsch in Erfüllung gegangen, denn sie durfte Deutschland, die Heimat ihrer Eltern, sehen.

„Ja, Urful, wenn die Auslandsdeutschen nicht mehr die Sehnsucht nach Deutschland in ihren Herzen trügen, würden sie wohl viel eher in dem fremden Volk aufgehen. Da sie aber, wo immer es auch sein mag, an ihr Land denken müssen, spüren sie immer wieder die Bindung, die das Blut zwischen allen Deutschen geschaffen hat.“

„Ja, die Sehnsucht nach Deutschland haben wir drüben alle. Gewiß, es ist auch schön in Afrika, und wir, die wir dort geboren sind, haben dieses Land lieben gelernt. Aber über allem steht das Bild, das die Eltern uns von der alten Heimat zeichnen.“

„Und findest Du nun Deutschland so, wie Du es Dir vorgestellt hast?“ „Ja, und noch viel schöner! Die älteren Kameraden und Kameradinnen von drüben, die vor vier, fünf Jahren nach Deutschland gekommen waren, kehrten oft enttäuscht und niedergeschlagen aus dem Reich zurück. Wo war das Deutschland, das die Eltern ihnen so begeistert geschildert hatten? Sie hörten nicht: „Ich bin ein Deutscher“, sondern „Ich gehöre der und der Partei an“.

Heute ist das ganz anders. Ich bin in einer BDM-Führerlehrenschule gewesen, und habe es dort so recht empfunden, daß der Nationalsozialismus Deutschland ist. In den frühlichen und ersten Stunden mit den Mädels zusammen, in Lagern, auf Fahrt und auf Heimabenden sah ich, daß hier eine ganz neue Mädelsgeneration heranwächst, die mit Recht von sich sagen kann: Wir sind die glücklichste Jugend der Welt.

Wir Mädels drüben sind zusammengeschlossen zu einem Kameradenbund. Wir gehen auch auf Fahrt und kommen am Abend zum Singen zusammen. Daß wir damit unser Deutschbewußtsein stärken, ist selbstverständlich, aber uns fehlt bis jetzt noch die weltanschauliche nationalpolitische Schulung. Diesen Gedanken hier ganz zu erfassen, und den neuen Geist und all das Große und Schöne, das wir hier erleben durften, mit nach

Afrika zu nehmen, darin sehe ich die Aufgabe des deutschen Mädels aus den Kolonien. Wir brauchen dazu die ständige Fühlungnahme mit euch aus dem Reich. Nicht mit Geld sollt ihr helfen, ihr glaubt gar nicht, wie ungeheuer hart uns das Gefühl macht, daß ihr im Reich uns draußen nicht vergesst, daß ihr an uns denkt und für uns Kolonialdeutsche eintretet.

Wieweil Freude macht ihr uns, wenn ihr uns hin und wieder Bilder und Briefe aus euerem Leben oder auch selbstgeschaffene Werkarbeiten für unsere Heime drüben schickt. Andererseits wollen wir euch auch gern von unserem Leben drüben berichten, wie wir auf Fahrt gehen und die unendliche Schönheit Afrikas erleben.“

„Du sollst nicht enttäuscht werden, Urfula. Gerade für uns Mädels im Reich ist es ein besonders schönes Erlebnis, wenn wir durch eigenen Einsatz mithelfen können, das Deutschland in aller Welt zu erhalten und durch dauernde Verbindung zu stärken.“ Eine Berliner Jungmädelsführerin

Jungmädels senden

„Hier ist der Deutschlandsender. Im Rahmen unserer Jungmädelskunde hören Sie von der Arbeit unserer Eltern.“ — Dann ist der große Augenblick da. Aber bis es so weit ist, ist sehr viel Arbeit nötig.

Das Manuskript, das eine Jungmädelsführerin verfaßt hat ist fertig geschrieben. Nun heißt es, die richtigen und geeigneten Sprecherinnen für die verschiedenen Rollen zu finden. Eine Jungmädelsleiterin gibt es nämlich nicht, und wir wollen auch nie eine annehmen. Die Jungmädels merken selbst, daß sie, wenn sie zum dritten oder vierten Male vor dem Mikrophon stehen, etwas von ihrer Frische und Lebendigkeit verloren haben. Außerdem wollen wir allen Jungmädelschaften die Möglichkeit geben, vor dem Mikrophon zu stehen, um den Mädels im Reich etwas von ihrem Erleben zu berichten. Die Bereitschaft soll bei ihnen wachsen, alles, was sie an besonders Schönerm oder Lustigem oder Wertwürdigem erleben, der großen Gemeinschaft aller Jungmädels mitzuteilen.

Aber auch die Eltern sollen an diesem Erleben teilhaben. Besonders für sie war unser Spiel von der Arbeit unserer Eltern gedacht. Wir haben viel Freude an den Proben gehabt, wenn wir im großen Kreis auf dem Boden im Sendesaal saßen und übten. Zunächst suchten wir uns die Jungmädels heraus, die als Einzelsprecherinnen mitmachen sollten. Das ist gar nicht so einfach zu bestimmen, deshalb half jede einzelne mit, damit unser ganzes Spiel so wurde, wie wir es uns gedacht hatten. Die übrigen sangen die dazugehörigen Lieder, während einige von uns in der Regierolle die Lieder im Lautsprecher mit abhören durften. Da merkten wir erst, wie unruhig und gleichgültig wir alle sangen, und nun hieß es: üben — üben — üben!

Daselbe galt für die Sprecherinnen, die zuerst alle Sätze vorlasen. Aber das verziet der Lautsprecher nur zu deutlich. Mit einemmal fingen sie vor lauter Eifer an, die Worte überdeutlich zu sprechen, so fast schon Theater zu spielen. So haben wir das Proben vor dem Mikrophon unterbrochen, um uns vorher noch einmal über den Sinn der Sendung klar zu werden. Wir wollten uns auf die Arbeit befinnen, die unsere Eltern täglich verrichten. Unsere Eltern sollten hier spüren, daß wir alle diese Liebe und Mühe nicht gedankenlos mit ansehen. So erzählten wir von zu Hause, von unseren Eltern und von ihrem Schaffen. — Dann machten wir eine Pause —

So eine Pause zwischen den Proben ist sehr schön. Denn das Funkhaus ist voller Überraschungen für Jungmädels. Das Schönste allerdings ist der Vateroster — der Immerfort lachende Fährstuhl. Als dann die Probe wieder anfing, war die rechte Luft wieder da, und wir spürten, wie unser Erzählen und Singen immer besser wurde.

Dann kam die Sendung selbst. Natürlich waren wir aufgeregt, sehr aufgeregt sogar, denn es galt ja nun, das Allerbeste herzugeben. Erst kam der Ansager: „Hier ist der Deutschlandsender. Im Rahmen unserer Jungmädelskunde hören Sie...“ Und dann standen wir vor dem Mikrophon.

Immer wieder während der Sendung und auch nachher, als wir müde aber sehr froh nach Hause gingen, ging uns der Gedanke durch den Kopf: Ob Ihr mithört? Für Euch sprechen wir! Für Euch Jungmädels im Reich, für Euch Schul- und Arbeitskameradinnen, für Euch Eltern. Ob Ihr uns wohl hört? Wir sind hier eine kleine Gemeinschaft von Jungmädels und unsere Eltern werden sich kaum alle auch nur vom Sehen kennen, denn jeder tut und treibt etwas anderes.

Und doch verbindet alle unsere Eltern eine ebenso gute und große und feste Kameradschaft, wie sie uns Mädels verbindet — denn alle arbeiten und schaffen sie an ihrem Platz und tragen mit ihrer Arbeit ihr Teil dazu bei, daß unser Volk leben kann. Und wenn dem einem oder andern seine Arbeit auch noch so unbedeutend und nebensächlich erscheint, — für das große Ganze, für unser Volk, ist sie notwendig. Da gilt das Wort des Führers: Es gibt nur einen Adel, und das ist der Adel der Arbeit!

Ein Berliner Jungmädels.

Die lahme Elster

Ich sitze im Garten unterm Spillenbaum und lese. Ein Schatten huscht plötzlich über die Seite, und „Klatz!“ fällt auch schon ein merkwürdiges Etwas mitten auf das aufgeschlagene Buch.

Wer hat denn da seine Visitenkarte abgegeben? Ich muß doch sagen, das wundert mich sehr. Sollte sich etwa eine Krähe so vorbeibenommen haben? Oben in den Zweigen raschelt es; ein Vogel jappelt zwischen den Blättern. Was hat er nur? Es ist jaß, als könne er nicht fliegen. Das muß näher untersucht werden.

Schnell hinauf auf den Baum! Hoffentlich fliegt der Vogel inzwischen nicht auf und davon! Kühner lockt man ja mit „tip, tip“ an, wollen mal versuchen, vielleicht hört er auch darauf. . . . Mit „tip, tip“ und anderen schönen Lauten gelangt es mir endlich, das merkwürdige Tier zu fangen.

„Nach einer Krähe siehst du ja nicht gerade aus, also aus welcher Familie kommt du denn eigentlich? — Gibst keine Antwort? — Na, denn nicht! — Wir werden dich in die gute Stube nehmen, du scheinst ja an Menschen gewöhnt zu sein.“

Behutsam, den Vogel fest an mich gedrückt, kletterte ich herunter. Fünf Minuten später sitzt er auf unserem Kaffeetisch. „Et klei, dem Fröse sine Elster, na soam, soam, hast die verlaore, nanu, du bist so lahm?“ empfängt uns Mutter Rasch, die alte Flundernrau, die jeden Sonnabend die guten Heubüder Räucherflunder zum Sonntag bringt und dann immer zu einem „Lachken Eß!“ bei uns bleibt.

„Also, du bist die Elster von Fischer Fröse. Na, wenn du ihm weggeschossen bist, scheint es dir ja nicht mehr bei ihm zu gefallen, so bleibst du dann eben bei uns.“

Die Kinder aus dem Dorf erzählen, die Elster wäre dem Fischer in die Kette gegangen, da hat er sie hart angefaßt, dabei ist dann wohl ihr Bein verletzt worden, und sie ist nun gekränkt davongeflogen. „Aut beim Beinchen weh?“ will ein kleines Mädchen mitleidig wissen. Aber Lorchon ist stumm, sieht nur gierig auf den Tisch, magt aber noch nicht viel zu unternehmen. Sie weiß sich eben bei fremden Leuten zu benehmen.

Von Tag zu Tag wird unsere Elster nun munterer und damit frecher. Überall muß sie dabei sein. Beim Essen sitzt sie mir meistens auf der Schulter und läßt sich füttern. Jeweilen kommt es auch vor, daß sie von der Schulter mit ihrem lahmen Bein abrutscht und gerade in den Suppenteller flattert. Wenn es Milchsuppe gibt, helfe ich manchmal ein bißchen nach. . . .

Es heißt doch immer, Elstern sollen alles Blanke stehlen. Wir waren natürlich sehr neugierig, wann wir einmal in einen Diebstahl erieben würden. Bisher war noch nichts Derartiges vorgefallen. Aber eines Tages hing Mutters Ring während des Abwaschens am Rückenregal. Lorchon pupte gerade ihr Gefieder. Da, mit einem Ruck, stürzte sie sich auf das Regal

Ein Aufschrei: „Der Ring, der Ring!“ — Die Tür flog noch rechtzeitig zu, und wir konnten Lorchon ihren Raub abfragen.

Wir waren empört. So gut hatte sie's bei uns gehabt, und zum Dank bestiehlt sie uns! —

Noch am selben Abend war Lorchon weg; sie war auch nicht mehr wieder aufzufinden. Nun war sie wohl auf uns böse, so wie vorher auf Fischer Fröse. Ja, eine Elster hat eben auch ihren Stolz!

Ein Danziger Jungmädels.

Familie Mistkäfer

Freizeit! — Der Länge nach hatte ich mich auf den Boden gestreckt, die Beine baumelten in der Luft herum, nur wenn vor meiner Nase etwas ganz Interessantes auftauchte, plumpsten sie ins Gras zurück. Man kann so besser aufpassen. Es war nämlich mächtig viel los auf dem Stüddchen Wiese neben mir!

Ganz unten am Boden angelümmelt, wuchs die Vogelmilch. Ihre kleinen weißen Sternblüten streckte sie der Sonne zu, lange Grashalme streckten dazwischen ihre Spitzen vor. Ein kleines Stüddchen weiter, nistete die Küchenheule mit ihrem geküllten Hia Glöddchen. Winzig gelbe Staubgefäße flehen den weichen Wind um die Blütchen kreischen. Der schönste Staub flog umher, und zu allem nidte das Blumentöpfchen. Wenn der Wind etwas heftiger wurde, fleg die Blüte an den biden Huslattichengel.

Ja, was tribbelte und krabbelte denn nur alles unter dem großen, breiten Blatt? Frau Mistkäfer mit zwei Kindern! Langsam kamen sie hervor. Nummer eins kroch gleich an einem Blatt hoch und beschäftigte sich damit, den Rand entlang zu laufen, hin und wieder einmal anzuhalten, seine Fühler und Beinchen in die Luft zu strecken, um ein neues Plätzchen auszufundschaffen. Nummer zwei wanderte zur Vogelmilch.

Was ich im Voraus ahnte, geschah. Die dünnen Blättchen können ja auch kein Mistkäferkind halten. Raum rüdt es etwas näher an die Spitze, — plumps, lag es unten, auf dem Rücken. Nun durchsuchten sechs tribbelnde Beine die Luft, so lange, bis das rechte Hinterbein gerade noch ein Hälmchen erwischte und heranzog. So, nun kam der kleine Herr glücklich wieder auf den Bauch. . . .

Was war denn aber nur in der Zwischenzeit mit dem anderen Mistkäferkind passiert? Das schwebte zwischen zwei Steinbrechtengeln, tastete hilflos in der Luft herum und wußte nicht vor- noch rückwärts. Gegenüber auf einem Sauerkampferblatt sah die Mama und half nicht einmal. Mit ihrem scharfen, schwarzen Beihern hatte sie schon ein ganz nettes Loch ins Blatt gebissen.

Ich war empört: „Schämst du dich nicht?“ fuhr ich sie an. „Frist dich hier bloß und sett, Ratt auf deine Kinder aufzupassen und ihnen den richtigen Spinat zu suchen?“ Aber Mama Mistkäfer sah mich nur einen kleinen Augenblick erstaunt an und knabberte dann in Gemütsruhe weiter. — Rademutter! Ich drehte mich auf die andere Seite. Da trillerte die Lagerpfote das Ende unserer Freizeit. . . .

Ein Jungmädels aus Dänland.

Feuerpruch

Sagt die Flammen lobern:

Flamme ist Sturm, und Flamme ist Leben,
Flamme ist Kraft, und Flamme ist Streben,
Flamme loht Sieg, und Flamme kreuzt Tod,

Flamme ist hart, und Flamme bricht Not. —


Flamme ist Neues und ist doch das Alte.

Nun laßt sie lohen, daß sie sie erhalte,

daß höher sie selge den Wolken gleich.

Dem einen nur kreuzt sie: dem ewigen Reich.

Eine niederländische W. J. Führerin.



Die Langerudkinder

Von Marie Hamsun

Copyright by Albert Langen Georg Müller, München

Es war zwei Meilen weit zur Langerudalm, und nur die erste halbe Meile war der Weg fahrbar. Man mußte also anbersthalb Meilen gehen, ein ungeheurer Weg für kleine Menschen und kleine Tiere — für Ingerid und Martha und die Kübber und die Jideln, ah, man mußte sie zum Schluß fast alle miteinander tragen, so müde wurden sie meistens vom dem Weg zur Alm. Zwar wurden Ingerid und Martha ja mit jedem Frühling um ein Jahr älter, aber die Kübber und Jideln waren immer genau so winzig. Aber trotzdem, der Umstand, daß die Alm so weit über allen Bergen lag, weit, weit fort, wo die Sonne am Abend unterging, machte sie zu einem fernen und abenteuerlichen Reich für sich.

Hätte man sich nur auf einen Wagen zu setzen brauchen und auf einem gewöhnlichen Weg hingelangen und dort alles so haben können wie es daheim war, dann wäre ja nichts Merkwürdiges daran gewesen. So aber mußte alles auf dem Pferberücken hinaufgeholt werden, geläumt werden, wie man es nennt, und darum ging es nicht an, mehr als das Allermotwendigste mitzunehmen, weder an Essen noch an Kleibern. Aber alles, was man nicht entbehren konnte, mußte mitgenommen werden; denn war man erst oben auf der Alm, so konnte man nicht wie daheim jeden Augenblick zum Randhändler laufen. Einmal geschah es, daß die Mutter einen ganzen Monat lang weder sich selbst noch den kleinen Mädchen das Haar kämmen konnte, sie hatte den Kamm vergessen! Und als sie endlich einen Kamm bekam, war bei den kleinen Mädchen das Haar so verwirrt, daß man es einfach abschneiden mußte.

Der Tag der Überführung war da. Schon in aller Morgenfrühe, als die Sonne noch kaum hinter den Höhen aufgetaucht war, sprangen Oia und Einar aus dem Bett. Alles war still im Haus, die kleinen Mädchen schliefen, der Vater schlief, die Mutter schlief. Aber die Sonne malte einen herrlichen Streifen über den Boden, es war gutes Wetter! Und noch ehe die Mutter oder irgend jemand anders aufgewacht war, hatten

sich die Buben angezogen. Die neuen Almbütten waren gekommen, sie waren das Wichtigste von allem, Einar wäre gerne im Hemd und mit der Birkenbütte losgezogen, so wenig bedeuteten für ihn Hose und Bluse im Vergleich mit dieser seiner Bütte. Er nahm sie auf den Rücken und schlich sich still in die gute Stube, wo er lange saß und sich vor dem Spiegel nach allen Seiten drehte und wendete.

Wie merkwürdig und still alles war! Oia und Einar waren noch nie so früh aufgestanden, es war erst wenig über vier Uhr. Der Tau lag noch auf dem Gras, als sie zu der Weide hinübergingen, wo alle die fremden Kühe eingesperrt waren, die man von weither gebracht hatte, um sie auf die Alm zu schicken. . . . Und in den großen Spinnweben zwischen den Stangen des Zaunes hingen haubfeine glitzernde Tropfen. Wenn die Sonne darauf schien, war das fast das Schönste, was man sich denken konnte. Dann spielten die Spinnweben in allen Farben wie der Regenbogen selbst, während sie so dahingen und im Morgenwind schaukelten.

Die Buben hatten die fremden Herden noch nicht richtig betrachten können. Die Tiere waren am Abend vorher gekommen und die Nacht über auf der Weide geblieben. Ja, da waren nun die vier gehörnten tollen Viecher vom Pfarrer. Die kannten sie vom vergangenen Jahr. Sie waren voller dummer Streiche und würden wohl am Schmecken zu hüten sein. Dann waren zwei vom Schuhmacher da, zwei vom Schneider und ganze fünf vom Küster. Ja, ja, das war eine prächtige Herde, um damit auf die Alm zu gehen! „Die Kinder werden schauen, wenn wir auf unserem Weg an ihnen vorbeikommen!“ sagten sie. Zwanzig Kühe alles in allem!

Die Jungen gingen umher und überbildeten ihre Herde. Die große Frage war ja die, ob eines der neuen Tiere es mit Soarta würde aufnehmen können. Soarta gehörte gegenwärtig Oia, und Einar wußte nicht recht, wie er sie sich gerade jetzt zurückerlangen könnte, sonst hätte er es an einem solchen Tag wie heute getan. . . . Sie guckten auch in die leere Scheune, wo heute alle fremden Ziegen eingesperrt waren. Die klickten einander und waren ein wenig unerträglich, bis sie sich kennengelernt hatten. Unter ihnen befanden sich auch viele lustige kleine Jideln.

Nach einer Weile kam die Mutter zum Melken, dann erschienen die kleinen Mädchen, und nach und nach begann (zusagen der Tag. Das meiste war schon im Voraus gepackt worden. „Du hast doch wohl den Kamm dabei, Mutter?“, fragten die kleinen Mädchen. . . . Und es gab ein Rätzen und Rennen, bis sie endlich so weit waren, daß sie sich auf den Weg machen konnten. Im letzten Augenblick hatte die Mutter fast noch ein kleines Ferkel vergessen.

Soarta, die Glockentuh, mußte ja genau, wo der Weg hinging, und führte den Zug an, ihr folgten die Langerudkühe, und hinter ihnen kamen die Küsterkühe, die sie kannten; die fremden Tiere aber wollten sich auf Seitenwege begeben und mußten streng bewacht werden. . . . Sie kamen an den letzten Hof in der Gemeinde, wo der Fahrweg zu Ende war. Das bedeutete Abschiednehmen vom Alltäglichen und Bekannten und



das Abenteuer begrüßen. Die Mutter und die kleinen Mädchen kriegten vom Fuhrwerk herunter, und der Vater jog mit dem Saumtier logisch weiter.

Nun hatten sie den Weg und den Tag vor sich. Der Weg lag so fein und unberührt da mit dem frischen, weichen Gras zwischen den Steinen — wie herrlich, hier zu gehen und auf der Wanderung zu sein und einen solch schönen Weg und den ganzen herrlichen Tag vor sich zu haben! Sie hatten keinen Grund, sich zu beeilen, sie konnten rasten, wann sie wollten, und konnten gehen, wann sie wollten. Die Mutter und die kleinen Mädchen mußten vor lauter Freude vor sich hinfingern und summen. Svarta konnte ein kleines Kinnisul beim Weg, an dem jetzt im Frühjahr viel gutes Gras wuchs; alle waren froh, Menschen wie Tiere.

Dann kamen sie wieder auf eine kleine, grüne Wiese, über die der Weg quer hinüberführte. Hier war gewiß einmal entweder ein Berghof oder eine Alm gewesen, gelbe Butterblumen und weißer Klee wuchsen hier, hier war es so schön zu rasten. Die Tiere legten sich alle hin, gleichsam wie auf Verabredung; und nun öffneten die kleinen Burschen ihre Bütteln. Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie den Mundvorrat einer Rindenhütte entnahmen. Sie lächelten einander zu. Noch nie hatte eine Mahlzeit so gut geschmeckt.

Die Mutter hatte die ganze Zeit den Korb mit dem Ferkel getragen, jetzt stellte sie ihn weg. Kaum aber wurde das Ferkel dies gewahr, als es aus allen Leibeskräften zu miauln und zu schreien begann. Es war wohl unter dem angenehmen Schaukeln und Schwanken des Korbes eingeschlafen, jetzt aber erwacht, und wollte nun heraus und etwas zu fressen haben.

Die Buben haben den Deckel nur ein ganz klein wenig auf und wollten dem Tier einen Bissen hineinstecken; aber wie der Bly hatte dieses den Rüssel in den Spalt geschoben, den Deckel aufgehoben und hüll war es draußen. Das gab eine wilde Jagd. Das Ferkel wollte sich durchaus nicht fangen und wieder in den engen Korb stecken lassen, es rannte um Baumstümpfe und Steine herum und sollte wie ein runder weitzer Käse zwischen dem Helbekraut dahin.

„Mein Gott, wir kriegen es nie wieder!“ sagte die Mutter. Sie gab die Jagd auf und versuchte das Tier heranzuloden, indem sie ihm ein Stückchen Brot hinhielt. Wirklich das Ferkel blieb stehen und schielte zu dem Brot hinüber. Die Mutter kam ihm ganz nahe, so nahe, daß aber laute das Ferkel wieder davon, im selben Augenblick, da die Mutter nach ihm greifen wollte.

Wiederum eine Jagd . . . Nach einer Weile kam Ola atemlos und erschöpft zurück und ließ sich auf die Erde fallen. „Ich kann nicht mehr“, röhnte er, „mir springt das Herz aus der Brust. Sollen wir ihm nicht lieber erlauben, ein Wildschwein zu werden?“ — „Unflann!“ sagte die Mutter ärgerlich. „Ach, das Schwein — das Schwein!“ jammerte sie. Aber Ola war von seinem Einfall immer mehr und mehr begeistert. „Du siehst ja, daß es nichts nützt“, sagte er, „und im übrigen würde die Freiheit für das Ferkel viel besser sein.“

Plötzlich schrie dieser aber laut und jammern auf, und nun sah man, daß Einer der Lunge nach auf dem Bauch lag und das widerstrebende Tier an dem einen Hinterbein festhielt. Die Mutter fuhr auf — ja, jetzt war sie rasch bei der Hand. Mit hartem Griff packte sie den Ausreißer und stopfte ihn wieder in den Korb hinein. „Du Wildschwein, du!“ sagte sie. Und diesen Namen behielt das Schwein Zeit seines Lebens, obwohl es noch ganz zahm wurde. — Aber Einer war nun der Held, der die Karawane aus ihrer mißlichen Lage befreit hatte.

Je mehr der Tag vorrückt, desto schneller gingen die Kühe, sie wollten ans Ziel kommen. Die Zeit verstrich, die Kinder begannen nach bekannten Merkmalen längst des Weges Ausschau zu halten; jetzt sind wir so und so weit, hier ist die hohle Fichte und hier der große Stein. Die Mutter hatte aufgehört vor sich hin zu summen. Kleina-Martha jammerte ein wenig. Ola hielt sich tapfer mit einem heimlichen Schmerz in seinem drückenden Schuh — ja, die letzte Viertelmeile war sehr lang. Am schlimmsten war es vielleicht für die Kühe, die gingen und schwankten auf langen, unsicheren Beinen dahin, die von Zeit zu Zeit unter ihnen zusammenknickten.

Dann aber kam ihnen der Vater entgegen. Er war schon auf der Alm gewesen, hatte abgeladen und Blatta, das Pferd, an-

gepflegt. „Wem von euch soll ich jetzt in den Rudlad reden?“ fragte er. Da lachten sie alle miteinander, und Einer versuchte sogar mit einem kleinen Hopser zu zeigen, wie munter er noch war. Bei allen hing der Mut, sie hatten ja nur noch ein lächerlich kleines Stück vor sich . . . Dann tauchte die Alm auf, die alten grauen Häuser, das schönste Plätzchen, das die Kinder kannten.

Den Tag darauf verhielten sich alle miteinander sehr ruhig. Kühe und Ziegen durften es sich auf der grünen Almwiese wohl sein lassen; sie sollten erst am nächsten Tag in den weiten Wald hinaus, um sich selbst ihr Futter zu suchen. Sie bechnupperten einander und schlossen Bekanntschaft. Svartlonka konnte sich natürlich nicht zu den anderen Ziegen gesellen, sie waren viel zu eifrig für eine so erfindungsreiche



Dame wie Svartlonka. Die anderen fanden meistens in einer Schär beieinander, liegen sich und spielten den „Rechten“, oder sie lagen da und ruhten aus, liegen sich's gut gehen und waren zufrieden mit dem Leben. Das war nichts für Svartlonka.

Erst glug sie rundherum und guckte hinter alle Türen. Sie hob den Haken von der Schreumtür ab und sah hinein. Die Schreum war leer. Dann kroch sie durch ein kleines Loch in der Mauer unter das Küchenhaus, kam aber von dort bald wieder heraus, wiederum ohne etwas Merkwürdiges gefunden zu haben. Endlich fiel es ihr ein, in die Ratschammer zu schleichen. Da mußte sie durch zwei Türen, und sie mußte aus unvergeßlicher Erfahrung, daß sie dabei sehr leicht nur Schläge und nichts anderes abbekommen konnte. Aber trotzdem, sie mußte es versuchen! Vorsichtig steckte sie zuerst die Nase hinein, darauf ihr ganzes Uebriges, und verschwand. Die Kinder beobachteten sie, sie wußten genau, daß sie nicht lange drinbleiben würde.

Und richtig, nach kurzer Zeit kam sie herausgestürzt, hinter ihr ein Beien und ein Hagelschauer von Unannehmlichkeiten: „Diebliches Vieh“, rief die Mutter, „du Rabenass, warte nur . . .!“ Aber Svartlonkas Schnauze war weiß, und aus ihrem langen Bart troff herrlicher dicker Rahm, sie war also doch nicht vergebens hineingeschlüpfen . . . Und jetzt war die Ziege eifrig damit beschäftigt, all diesen herrlichen Rahm abzulecken; sie warf die Zunge so weit heraus, wie es nur irgend gehen wollte, aber bis zum Bart konnte sie nicht kommen. Sie gab sich die größte Mühe, drehte den Kopf beinahe rund um sich selbst herum, verdrückte die Augen, daß man nur noch das Weiße sah — vergeblich! In ihrer Verzweiflung wußte Svartlonka, die Herrste, sich keinen anderen Rat, als über den Jaun zu setzen und in den wilden Wald hinauszulaufen.

Wie schon gesagt, hatte man nur die allernotwendigsten Dinge mit dem Saumtier auf die Alm mitgenommen. Unter diesen aber befanden sich natürlich die Puppen Soldeig und Snekrid, ariegelagelnen und lein. Die kleinen Mädchen trugen sie überall hin, sahen sich alles an, was sie vom vorigen Jahr kannten, und begrüßten alle Dinge: die winzige Grüßenschüssel und die große Käsepfanne und das seltsame Maisschellen, in dem nur ein einziges Herz war, und alle die bekannten und lieben Schüsseln, und die Mühle, auf der O. O. S. 2 1820 in

den Boden hineingebrannt stand. Das bedeutete Die Dies Sohn Langerud, und er war gestorben, schon lange, ehe sie auf die Welt kamen, und war ihr Urohvater, hatte die Mutter gesagt, das gleiche Zeichen war übrigens bei allen Gegenständen auf der Alm eingebrannt.

Ja, Gott sei Dank, alles war so wie früher, und die kleinen Mädchen fanden auch das Moosfals für Solweig und Snejid in dem großen Stein hinter der Scheune wieder, da weinten sie beinahe vor Freude. Sie legten die Puppen sofort auf ihren Platz, damit es ihnen richtig gut ginge.

Der Vater war damit beschäftigt, dem Wildschwein eine gemütliche Sommerwohnung zu bauen, und Einar half dabei nach besten Kräften. Sie nagelten ein winziges Haus zusammen und belegten das Dach mit Birkenrinde, genau so wie die anderen Dächer auf der Alm, damit es drinnen bei Regen ganz trocken bleiben sollte. Dann häuften sie ringsherum einen geräumigen Platz ein als Tanzboden für das Wildschwein.

Einar war ungeheuer eifrig. Der Schweif rann ihm herunter, obwohl er nur zwei Kleidungsstücke, Hemd und Hose, auf seinem ganzen kleinen lebhaften Körper trug. Er hatte alles herbei, was der Vater brauchte, er hielt das Brett, während der Vater nagelte. Ja, er nagelte sogar selbst, und trotzdem hatte er noch mehrere ganze Finger, jedenfalls an der rechten Hand. Er hatte keinen Augenblick Zeit, und wenn er nichts anderes tat, so saßte er im Kreis um sich selbst herum, und gab es dann immer noch eine Pause, so kletterte er wie ein Heusack den Hang hinunter bis in die Türe des Küchenhauses und lief dann wieder hinauf. Ihm merkte man von dem gestrigen Marisch nichts weiter an.

Unterdessen aber wanderte Ola ganz allein seine eigenen Wege. Auch er ging umher und begrüßte seine Blöße. Zuerst ging er hinauf und umarmte die große Birke. Er reichte zwar keineswegs herum, obwohl er ganz lange Arme hatte, denn dazu gehörten ja zwei erwachsene Männer. Ola hatte seinerzeit viel an diese große Birke gedacht und über sie nachgedacht. Jetzt stand sie da und rauchte hoch, hoch in der Luft über einer alten grauen Alm, und es wuchs ein ganzer Haufen von ungewöhnlichen Birken rings um sie, aber sie reichten ihr nur bis an die Mitte des Stammes. Sie ist wohl viele hunderte Jahre alt, dachte Ola. Ja, wer weiß, ob sie nicht tausend Jahre alt war und älter, so alt wie Norwegen selbst?



Er hatte von dem Traum gehört, den eine Königin einmal träumte, Königin Ragnhild, die später die Mutter von Harald Schönhaar wurde. Sie träumte von einem winzigen Zweig, der zu einem ungeheuren Baum wurde und mit seiner Krone das ganze Land beschattete. Wenn er sich an diesen Traum erinnerte, mußte er immer an die Grokbirke hier auf der Alm denken. Vielleicht lebte sie schon zur Zeit von Königin Ragnhild, und sie würde hier stehen und mit ihrer hohen Krone über allen Wäldern rauschen, noch lange, nachdem er und alle, die jetzt lebten, gestorben waren. Es war so seltsam, daran zu denken...

Dann ging Ola zur „Nordquelle“. Es war nicht die beste Quelle auf der Alm, man holte das Trinkwasser nicht von dort, denn es hausten so viele Frösche darin, und er war nur hingegangen, um sich nach Fröschen umzusehen. Er holte einige von

den größten aus der moorigen Biese in der Nähe, warf sie in die Quelle und bewunderte ihre langen schönen Schwimmlänge. Dann suchte er sich einen Frosch von der richtigen Größe zu einem besonderen Zweck aus und schob ihn in die Hosentasche — jawohl, bis er also Einar treffen würde.

Das Wildschwein war in seinen Auslauf hinausgelassen worden, zum großen Vergnügen für es selbst und die anderen. Ja, sogar Vater und Mutter mußten sich Zeit nehmen und dem Ferkel eine Weile zusehen und lachen. Es war unbedingt das großartigste Tier auf der Alm. Als man es in dem geräumigen Auslauf freigelassen hatte, war es lebendig geworden! Er glaubte es ja nicht, daß dies wahr sei. Einen Augenblick lang fand es vollkommen still, dann aber machte es plötzlich einen Satz und noch einen Satz; und als es ihm klar wurde, daß es hier herumlaufen konnte, wußte es sich vor lauter Freude gar nicht mehr zu fassen. Es machte die seltsamsten Sprünge, die es je machte, und hatte nur ein paar winzige kleine Beine, aber es sprang, wie ein Ball umher und quiekte vor Freude. Die Kinder konnten deutlich hören, daß dies ein Freudenschrei war, und da schrien sie aus ganzem Herzen mit. Einar geriet über das Schwein so in Entzücken, daß er über die Einzäunung sprang und anfang, auf allen vieren zu trabbeln und zu springen und zu tollern, genau wie das Ferkel. Da aber fürchtete sich das Schwein und stand ganz still in einem Winkel und wollte nichts mit Einar zu tun haben.

Ola mußte Einar zurechtweisen: „Komm doch wieder heraus, du machst dem Wildschwein Angst!“ — „Geht das dich etwas an?“ erwiderte Einar. „Glaubst du etwa, es ist dein Schwein?“ sagte Ola. „Ja, gerade, hätte nicht ich es gelangen auf dem Weg zur Alm herauf damals, als du nicht mehr konntest, dann hätten wir es jetzt nicht!“

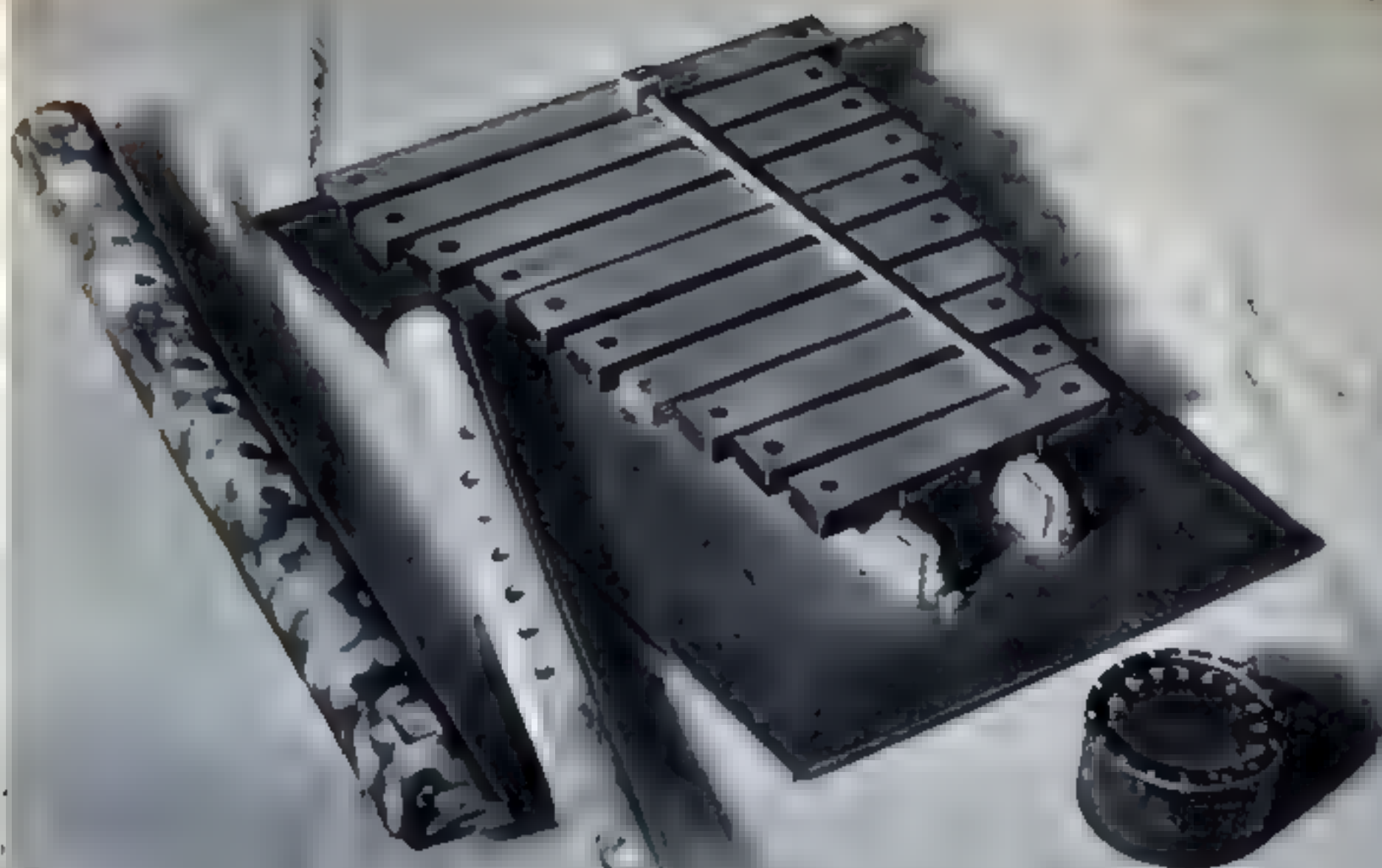
Auf diese unangenehme Wahrheit gab Ola keine Antwort. Aber da Vater und Mutter glücklicherweise nicht mehr dabei standen, holte Ola seinen Frosch heraus und ließ ihn in Einars Hemd springen. Dies hatte eine unglaubliche Wirkung zur Folge. Einar rief ein Geschrei aus, das jedem Ferkel Ehre gemacht hätte, und führte einen wahren Indianertanz auf, ohne daß ihm dies auch nur die geringste Pläuderung gebracht hätte. Der Frosch trabbelte und krabbelte auf seinem Rücken und kletterte ihn, daß er beinahe hoch. Da ließ er in äußerster Not einlaß die Hose fallen und schob wütend, nur mit dem kurzen kleinen Hemd bekleidet, hinter Ola her. Aber Ola lachte und drehte ihm eine lange Nase und ließ ihm mit seinen langen Beinen davon.

Während sog Einar seine Hose wieder an, oh, grausam, blutdürstig grausam sollte seine Rache sein! Die kleinen Mädchen waren ja lieb und gut und trösteten ihn. Martha sagte, Ola sei kolossal. Dies war ein großes und gefährliches Wort; Martha fand wohl, daß man über einen Menschen nicht Schlimmeres sagen könne... Sie versprachen beide, zu Einar zu halten, damit er diese Schandtat vergelten könne.

Die drei Geschwister setzten nun eine Weile die Köpfe zusammen und berieten; endlich beschlossen sie einen gehörig schlimmen Streich, den sie dem Bruder spielen wollten. Gegen Abend dann sprang die Kline. Einar und die kleinen Mädchen saßen auf dem Stahhügel und waren sehr vergnügt. Ola bemerkte, daß sie aus einer großen schönen Tüte, die Einar herumbot, Zuckerzeug machten.

Wo in aller Welt hatte Einar das Zuckerzeug her? Nicht etwa, daß er es ihnen nicht gönnte; Ola hatte selbst Zuckerzeug, er hatte eine große Tüte vom Landhändler bekommen; er brauchte also die anderen nicht. Aber Einar war nie geizig, er hielt jetzt Ola seine Tüte hin und teilte mit ihm, als er herankam. Na, das war ja sehr schön von Einar, und Ola begann schon fast seinen Streich mit dem Frosch zu bereuen. Sie sahen nun alle vier da und ließen sich's gut gehen und lutschten das Zuckerzeug in zunehmend guter Laune.

„Bitte!“ sagte Einar freigebig und ließ die Tüte im Kreise wandern. Es war das reine Schlaraffenleben, und Einar und die kleinen Mädchen wurden immer lustiger und lustiger. „Vorüber laßt ihr denn so schnell?“ fragte Ola. „Neber dich!“ antwortete Einar und schmiß Ola plötzlich die leere Tüte ins Gesicht. „Und schönen Dank auch!“ rief er und rollte vor Lachen den Hang hinunter. „Ha—ha—ha!“ jubelten die kleinen Mädchen und rollten nach... Ola blieb allein zurück. Ein fürchterlicher Verdacht krieg in ihm auf, er stürzte ins Haus und sah unter seinen Sachen nach — die Tüte war weg! — Und jetzt hätte am liebsten Ola vor Wut geweint.



Jungmädels bauen Blockflöten

Mit der Neuerweckung der verschiedenen alten Musikinstrumenten hat auch die Blockflöte wieder zu uns gefunden, die im 18. Jahrhundert gebräuchlich war und als Sopran-, Alt-, Tenor- und Bassflöte angefertigt wurde. Auch heute sind sie im Handel wieder für alle Stimmstufen aus verschiedenartigen in- und ausländischen Hölzern, wie Ahorn, Birne, Cocobolo, Jacaranda usw. erhältlich. Leider sind viele von uns nicht in der Lage, sich ein solches Instrument zu kaufen. Es ist aber möglich, auf Grund von Erfahrungen Flöten mit verhältnismäßig geringen Mitteln selbst zu bauen.

Das Material dieser Flöten ist Bambus- oder Pfeifengras, das durch seinen Gehalt an Kieselsäure sehr fest und widerstandsfähig ist. Das Rohr wird in einer Länge von 27 bis 28 Zentimetern für eine d-Flöte zugeschnitten in einer Länge von ungefähr 38 bis 37 Zentimetern für eine a-Flöte und für noch tiefere Flöten entsprechend länger. So beträgt z. B. die Länge einer g-Flöte rund 41 Zentimeter, einer c-Flöte rund 47 Zentimeter, einer c-Flöte rund 68 Zentimeter. Für das Mundstück müssen dann immer noch 3 bis 5 Zentimeter zugegeben werden. Mit dem tieferen Ton der Flöte wächst nicht nur die Länge, sondern auch die Weite des Rohres, und zwar interessiert uns immer nur die innere Weite des Rohres, die lichte Weite, wie der Fachausdruck heißt. So hat die d-Flöte eine Lichtweite von 9 bis 17 Millimetern, die a-Flöte 13 bis 20 Millimetern, die g-Flöte 18 bis 24 Millimetern, die c-Flöte 18 bis 27 Millimeter, und die c-Flöte 24 bis 36 Millimeter. Da jedes Rohr von der Natur in anderer Form geliefert wird, verändern sich alle diese Maße um Kleinigkeiten; beim Arbeiten und Abstimmen läßt es sich aber leicht ausgleichen. Wir suchen uns von dem Rohr ganz gerade Stücke aus, weil die am besten für den Flötenbau geeignet sind.

zunächst werden die Zwischenwände, die sich immer an den Knoten der Röhre befinden, mit einem Spitalbohrer herausgebohrt, mit einer Rundfeile durchgehoben oder mit einem glühenden Rundstiel durchgebrannt. Alle verbleibenden Reste müßt ihr sehr sorgfältig mit der Rundfeile entfernen, damit der Luftstrom nachher keine Hindernisse zu überwinden hat.

Auch von außen können die Knotenstellen ganz glatt gefeilt werden, weil vielleicht nachher gerade an diese Stelle ein Loch gehört; doch ist es nicht dringend notwendig, da wir die Anordnung aller Löcher, die Mensur, in solchem Fall ein wenig verschieben können. Am Bambus- und Pfeifengras erkennen wir die sogenannten Blattstellen, die immer zwischen zwei Knoten liegen; bei dem einen beginnen sie und verlaufen dann langsam bis zu dem darüberliegenden, bei dem sie dann gerade an der gegenüberliegenden Seite wieder anfangen. Diese Blattstellen müssen bei unserem Rohrstück seitlich liegen, es muß also gedreht werden, dann hindern sie weder auf der Oberseite noch bei dem Überblasloch auf der Unterseite. Die größere Weite des Rohres wird zum Mundstück gewählet.

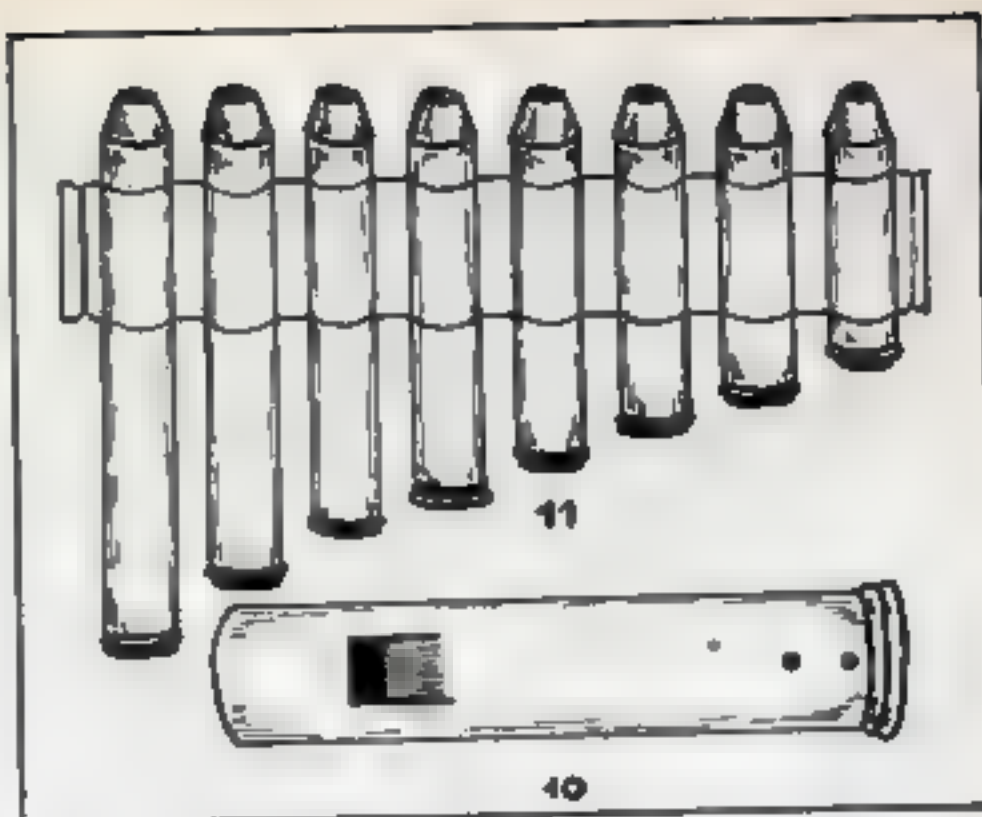
Etwas weniger als die Höhe des Rohres beträgt, also 2 bis 3 Zentimeter von der oberen Rohrlaute entfernt, zeichnen wir das Fenster auf. Die Maße dieses Fensters sind in der Breite $= \frac{1}{2}$ der lichten Weite des Rohres — (also bei einer Lichtweite von 12 bis 16 Millimeter ist das Fenster 6 bis 8 Millimeter breit) — und für die Höhe $= \frac{1}{2}$ der Breite des Fensters — (hier also 3 bis 4 Millimeter hoch). Dieses Rechteck wird mit einem scharfen, spitzen Messer ausgeschnitten (Zeichnung 1). Damit diese Arbeit schneller und auch leichter geht, bohren wir mit einem Spitalbohrer von ungefähr 3 Millimeter Stärke zwei Löcher dicht nebeneinander in die Zeichnung des Fensters hinein, schneiden dann das Zwischenstück mit dem Messer weg und machen das Fenster mit einer feinen Schlüssel-Feile ganz rechtwinklig und achten dabei auf sehr gerade Kanten. Das untere Ende des Fensters wird flimsartig abgeschragt, der „Kufchnitt“, so daß zum Fenster hin eine scharfe Kante, das Labium, entsteht (Zeichnung 1), gegen das der Luftstrom beim Blasen nachher treffen soll.

Alle diese Arbeiten müssen sehr sauber und genau ausgeführt werden, denn hiervon hängt es ab, ob der Ton nachher kommt oder wegbleibt oder mit Nebengeräuschen behaftet ist. Würden wir jetzt einen Korken in das Rohr schieben, so wäre es verstopft, und wir hätten keine Möglichkeit, hineinzublasen und Töne zu erzeugen. Der hierzu notwendige Zwischenraum ist die

Kernspalte, die von der oberen Mundrückkante bis hinter das Fenster und die Kufschmittfläche geführt wird. Mit einer Dreikantfeile werden vom Fenster bis zur vorderen Kante des Rohres innen zwei Einschnitte eingefellt, je einer rechts und einer links vom Fenster, soweit auseinander, wie das Labium breit ist (Zeichnung 2 und 3).

Die Fläche zwischen den beiden Einkerbungen wird mit einer kleinen Flachfeile oder einem Stechbeitel entfernt (Zeichnung 4). Beim Arbeiten mit dem Stechbeitel müssen wir sehr vorsichtig sein und immer dünne Schichten der Rohrwandung fortschneiden, damit nicht zu viel weggerissen kann. Es muß ein Kanal entstehen, der 1 bis 1½ Millimeter tief ist, er muß von der Vorderkante des Rohres aus bis zu dem Fenster und noch weiter darüber hinaus gehen, an der Innenwand aber muß er allmählich verlaufen. Wenn wir an diesem Kanal arbeiten, liegt die Flöte mit dem Fenster nach unten auf dem Werkstück, wie sehen uns vor, daß wir das Labium nicht verletzen. Praktisch ist es darum auch, wenn das Labium erst nach der Herstellung der Kernspalte geschnitten wird. Unsere Kernspalte muß in allen Ranten genau rechtwinklig sein, denn jede Krümmung führt zu falscher Luft und stört den Klang als Nebengeräusch.

Zum Verschließen des Mundstückes haben wir uns walzenförmige, nicht abgeflachte Glasfenster ausgedacht von 3 Zentimeter Länge und 18 bis 22 Millimeter Durchmesser, die, falls sie zu dick sein sollten, vorsichtig kleiner gefeilt oder geschliffen werden. Zuerst wird die waagerechte Kante gefeilt, die der Kernspalte gegenüber liegt (Zeichnung 5). Dazu faßt man den Korken mit zwei Fingern an den beiden Schnittflächen an, legt einen dritten Finger auf den Korken und bewegt ihn nun gleichmäßig leicht auf seinem Sandpapier hin und her, bis die richtige Fläche erreicht ist. Nun erst wird dem Korken die richtige Dicke gegeben. Ist der Korken sehr viel dicker, so schneiden wir mit einem ganz scharfen, eingeleiteten Messer dünne Scheiben rings um den Korken herum ab. Dann schleifen wir wieder wie vorher über feines Sandpapier oder eine Felle hin und her und drehen dabei den Korken um seine Längsachse. Dieses Schleifen genügt, wenn der Korken nicht sehr viel dicker ist. Doch müssen wir darauf achten, daß wir dem Korken seine Tonnen-Form geben; er muß ganz zylindrisch bleiben. Da die Rohre innen nie kreisrund sind, muß der Korken der



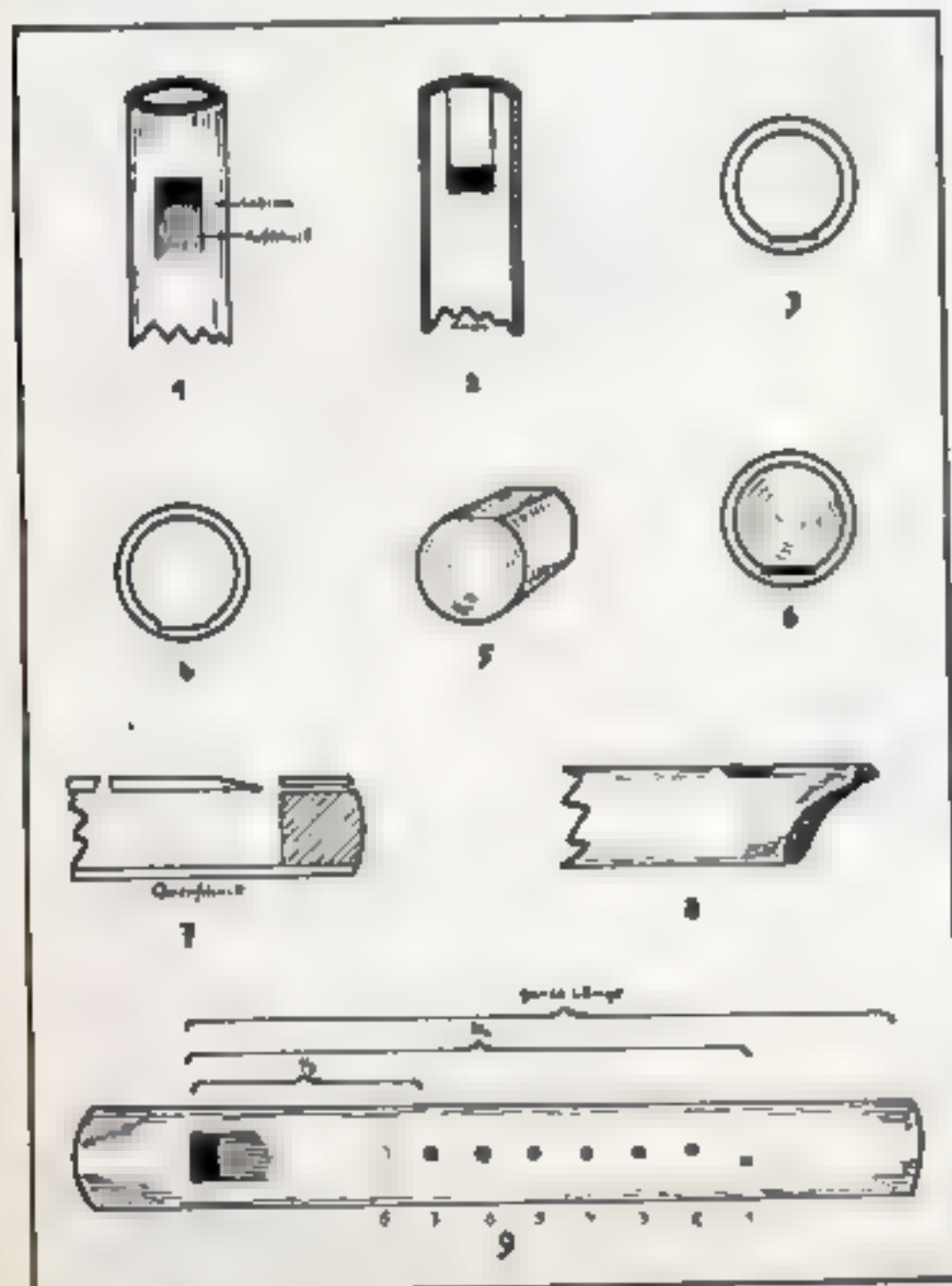
Form angepaßt werden. Er muß stramm in dem Rohr sitzen, doch darf er nicht mit Gewalt hineingetrieben werden, da er sonst das Rohr sprengen würde. Um das zu verhindern, umwickelt man das Mundstück mit hartem Bindfaden oder Draht, oder man lötet aus einem Metallstreifen einen Ring herum, der auch ein späteres Aufreißen der Flöte verhindert.

Ist der Korken in das Mundstück eingepaßt, wird er bis zum Fenster hineingeschoben, so daß er mit der oberen Fensterkante abschließt. Es entsteht durch die Kernspalte ein Zwischenraum, durch den hindurch visiert das Labium zu erkennen ist. Nun kann der erste Ton erklingen, und wenn gut gearbeitet wurde, kommt er auch. Man muß nur vorsichtig anblasen, sonst ist statt unseres Grundtones die ganze Obertonreihe zu hören. Er klingt der Ton überhaupt nicht oder mit sehr viel Nebengeräusch und daher geräuschvoll, so müssen wir den Fehler finden und beseitigen, um die Flöte gebrauchen zu können. Wenn der Korken nicht ganz gerade gefeilt war und zum Fenster hin nach unten geneigt ist, muß er erneuert werden, denn die Luft trifft nicht auf die Kufschmittfläche, kann also keinen Ton hervorbringen. Ist der Korken in Ordnung, so kann der Fehler darin liegen, daß die Kernspalte zu tief ist, also die Luft aus dem Fenster herausströmt, ohne auf das Labium zu treffen.

Da es sehr schwer ist, in die Kernspalte etwas hineinzuleiten — man könnte ein Stück Farnholz mit Kalkleim darin befestigen —, so macht man lieber das Mundstück noch einmal neu, wenn das Flötenrohr lang genug ist, um den Grundton doch noch zu erreichen; sonst muß eine ganz neue Flöte gebaut werden. Sind durch ein Versehen die Fenstermaße überschritten worden, so daß das Verhältnis von der Breite zur Höhe nicht mehr 2:1 beträgt, so erklingt der Grundton höher als beabsichtigt, und außerdem geht viel Luft rauschend fort, ohne die Kufschmittfläche zu treffen. Auch hier muß mit dem Bau einer neuen Flöte angefangen werden. Reste vom Feilen und Schleifen, die sich in die Kernspalte gefügt haben, verhindern auch die Tonbildung. Sind aber durch hartes Blasen zu entfernen. Dieses harte Durchblasen müssen wir während des weiteren Baues öfter wiederholen, da sich beim Bohren und Feilen der Löcher wieder Holzreste ins Mundstück setzen werden.

Ist der Ton aber klar und schön, ohne Nebengeräusche, so schneiden wir das überstehende Korkende mit einem scharfen Messer oder besser mit der Laubjäge fort (Zeichnung 6 und 7). Wir geben dem Mundstück eine gefällige und zweckmäßige Form, indem wir mit der Laubjäge ein Stück vom Rohr und Korken herausschneiden, und zwar 1/2 Zentimeter unter der Kernspalte, parallel zu ihr angefangen, in einem leichten Bogen nach der entgegengesetzten Seite des Fensters (Zeichnung 8). Der Korken muß noch 1 Zentimeter tiefer im Mundstück festliegen, um es richtig verschlossen zu halten. Alle Spalten zwischen Rohrwand und Korken werden mit Kalkleim, Schellack, plastischem Holz oder Kitt abgedichtet.

Nun wird auf den Grundton abgestimmt, der meist beim ersten Anblasen zu tief sein wird. Durch Abjagen schmaler Scheiben am Ende des Rohres gegenüber dem Mundstück wird der Ton





Für kleine Verletzungen

„Zum Glück hatte ich Hansaplast im Haus“. Wie gut, wenn Sie das Ihrem Mann berichten können. Die Anwendung ist ja so einfach. Gaze abnehmen, den Verband nach den Seiten leicht gedehnt auflegen und andrücken, schon sitzt Hansaplast unverrückbar fest, ohne zu zerren oder zu behindern.

Darum vorsorgen! Die kleinste Packung kostet nur 15 Pf. Sie erspart Ihnen vielleicht einmal eine große Sorge.

höher; für einen Halbton muß die Schelle rund 7 bis 8 Millimeter dick sein. Es ist sicherer, immer nur schmale Ringe abzuschneiden, und die letzte kleine Erhöhung durch Fellen zu erreichen. Wir richten uns beim Abstimmen nach einem anderen guten Instrument oder nach der Stimmgabel, um den richtigen Grundton zu bekommen, denn beim Zusammenspiel aller müssen die Flöten sauber zueinander klingen. Ist der Grundton einmal wider Erwarten zu hoch geworden, so gibt es nur eine einzige Möglichkeit, das Instrument zu retten: Mit einem kleinen Korkring, der innen, unten, hineingelegt wird, muß die Flöte verstopft werden.

Hat die Bambusflöte ihren richtigen Grundton, so hat sie auch ihre richtige Länge, und es kann mit dem Bohren der Löcher und dem Abstimmen begonnen werden. Dazu gehört außer einem feinen Gehör eine dauernde Ueberprüfung durch die Stimmgabel oder ein anderes Instrument. Zum Bohren brauchen wir einen Drillbohrer mit großem Einsatz oder besser noch eine Bohrwinde mit Spiralbohrer-Einsätzen in verschiedenen Stärken und Rundfeilen zum Erweitern der Löcher. Zwischen dem oberen Fensterlente und dem unteren Flötenende liegen sie, und zwar das erste Loch auf $\frac{1}{4}$ dieser Länge etwas zur Seite gerückt, damit es mit dem kleinen Finger der rechten Hand besser gegriffen werden kann, das 7. Loch auf $\frac{1}{2}$ der Länge (Zeichnung 9). Alle übrigen 5 Löcher liegen in gleichen Abständen dazwischen, bei größeren Flöten für jede Hand etwas zusammengedrückt, so daß zwischen dem 4. und 5. Loch ein etwas größerer Zwischenraum bleibt. Bei sehr kleinen Flöten muß das erste Loch etwa 1 bis 2 Zentimeter zum Flötenende verschoben werden.

Das Ueberblasloch auf der Unterseite liegt 1 Zentimeter näher zum Mundstück als das 7. Loch, bei größeren Flöten etwas mehr, bis zu 2 Zentimeter. Jedes Loch wird für sich gebohrt und abgestimmt; erst wenn der Ton rein ist, wird das nächste gebohrt. Die unteren vier Löcher werden von der rechten, die oberen vier, einschließlich Ueberblasloch, von der linken Hand bedient. Ohne Loch gibt die Flöte den Grundton, beim Öffnen des ersten Loches die Sekunde, beim zweiten die Terc, beim dritten die Quarte, beim vierten die Quinte, beim fünften die Sexte, bei sechsten die Septime. Um die Oktave zu erhalten, wird das 7. Loch geöffnet und das 8. wieder geschlossen. Die

Knote erhält man durch Öffnen des Ueberblasloches und gleichzeitigem Schließen des 8. Loches.

Nach dem Bohren werden die Löcher noch nicht gleich die richtige Höhe haben, sondern zu tief sein. Mit „Rattenchwänzen“, das sind kleine Rundfeilen, werden die Löcher nun erst nach innen vergrößert, ohne den äußeren Lochrand zu erweitern, wie auf der Querschnittszeichnung 7 zu sehen ist. Dadurch werden die Löcher schon höher. Wenn ein Ton auch dann noch nicht hoch genug ist, muß das Loch in seinem Durchmesser erweitert werden. Doch dürfen die Löcher niemals eine solche Größe erreichen, daß wir sie mit den Fingern nicht mehr bedecken können, was bei größeren Flöten schon einmal eintreten kann. Sind schon einige Töne auf der Flöte vorhanden, wird es einfacher sein, die Reinheit festzustellen, wenn statt der Tonleiter kleine Liebansätze oder Dreiklänge gespielt werden, da man dabei leichter eine Unreinheit hören kann, als wenn nur nach der Tonleiter gestimmt wird. Es kann vorkommen, daß man dabei am Ende um einen Halb- oder Ganzton zu tief geraten ist. Das Abstimmen der Flöte ist langwierig, da es sehr genau durchgeführt werden muß und daß die vorher schon sauberen Töne beim Bohren der anderen Löcher noch wieder verstimmen können.

Die harte Oberfläche des Bambusrohres macht eine Weiterbehandlung der Flöte zur Haltbarkeit hinfällig. Man könnte sie lackieren mit einem farblosen Lack überstreichen oder mit einer Lackfarbe, wenn eine besondere Farbwirkung erzielt werden soll. Doch auch jede selbstgebaute Flöte muß nach dem Spielen immer mit einem Wischer ausgetrocknet werden und darf keinem Temperaturwechsel ausgesetzt sein, um ein Reißen des Rohres, ein Verquellen und Verstimmen zu vermeiden. Das Spielen auf der Flöte ist besonders zu üben, damit die Töne weich und doch klar jeder für sich erklingen. Auch muß man gleichmäßig anblasen, da bei starker Atemgebung die Töne zu hoch klingen werden; besonders die tiefen Töne werden nur bei ganz weichem Anblasen richtig ansprechen. Die Griffe wurden beim Abstimmen bis zur Note schon erwähnt; doch kann auf einer gut gebauten Bambusflöte bis zur zweiten Oktave und manchmal noch weiter gespielt werden. Es wird jedoch bei der Unregelmäßigkeit des Bambusrohres nicht immer ganz



Sie braunen besser und Ihr Aussehen wird sportlich
Ihre Haut wird geschmeidig und trocknet nicht aus
Sie schützen die Haut und wehren dem Sonnenbrand

So ist's richtig: gut abtrocknen, mit Nivea-Creme oder Nivea-Öl gründlich einreiben und dann in die Sonne. Sie wehren so dem Sonnenbrand und bekommen — weil Nivea durch ihren Gehalt an Eucerit tief in die Haut eindringt — eine nachhaltige, natürlich-schöne Hautbräunung. Ihre Erholung wird dadurch auch für andere so recht erfreulich sichtbar.

Creme: Dosen 15 Pf. bis RM 1.—, Tuben 40 und 60 Pf. / Öl 35 Pf. bis RM 1.20



leicht sein. Jede Flöte kann außer in ihrer Grundtonart noch in verwandten anderen Tonarten gespielt werden, da durch andere Zwischengriffe auch die Halbtöne gespielt werden können. — Zum Zusammenspiel mit Blockflöten kann man verschiedene Gruppen bilden, z. B. Sopran in c, Alt in f oder g, Tenor in c, oder dieses Trio zusammengestellt aus Flöten, die je einen Ton höher stehen.

Durch die Billigkeit des Materials — die Flöte von 15 Pf. an — können verschiedene Vorformen hergestellt werden, die auch aus Abfällen noch anzufertigen sind, z. B. Flöten ohne Loch, Rundflöten mit einem oder zwei Löchern und unten geschlossen (Zeichnung 10), Dreiklangs- und pentatonische Flöten. Bei allen diesen Vorformen ist die Anfertigung des Rundstückes die gleiche; es wird also geübt, um nachher bei der Blockflöte gut gekannt zu werden.

Die Zeichnung 11 zeigt noch eine Panflöte, das sind unten geschlossene, zu Tonleitern abgestimmte Röhren, die auf einem Brett zusammengebunden werden, und auf denen es sich mit einiger Geschicklichkeit gut blasen läßt. Diese Panflöten kann man sich aus Bambusrohrteilen machen, denen man die Zwickelwände nicht herausstößt; aus Gordinenhängen, die hohl sind und unten mit einem Korben verschlossen werden, können sie ebenfalls angefertigt werden.

Bambus- und Pfeifrohr sind zu beziehen in Läden, die Angelmateriale haben, oder in Geschäften für Segelflugmodelle.

Ilse Keller, Döbergaß Berlin.

Streiflichter

Ein höchst eigenartiger Querschnitt

Es gibt Menschen, die laut rufend verkünden, sie oder ihr Werk sei „von heute“. Das Interesse für dieser Dinge ist groß; für uns Mädchen besonders dann, wenn eine Monatschrift wie der „Querschnitt“ — Verlag Heinrich Jenne, Berlin — ein ganzes Heft herausbringt, betitelt „Junge Mädchen von heute“. Was wird wohl, fragten wir uns, der Querschnitt unter dieser Überschrift für ein Bild entwerfen?

Um es vorweg zu nehmen — man ist nach dem Lesen von je zwei Seiten versucht, das Erscheinungsdatum nachzuprüfen. Aber wenn man auch kopfschüttelnd seinen Augen nicht mehr trauen zu können glaubt: es steht doch da, Mai 1938. Wohl gemerkt: 1938, also drei Jahre nach der Machtübernahme, drei Jahre nach der Erfüllung unseres gesamten Volkes mit dem gewaltigen Gedankengut des Nationalsozialismus, und drei Jahre, nachdem die deutsche Presse eine große und wohlverdiente Aufgabe gestellt bekam. Hier allerdings ist nichts — aber auch gar nichts davon zu merken.

Was lesen wir in dem Heft? Man höre und laune: Zuerst einen Aufsatz über das „Girl“. Gewiß gibt es Leute, deren Interesse dafür an erster Stelle steht — oder wollte man uns vielleicht dieses Geschöpf, dieses „Girl“ als ein Vorbild hinstellen? „Das Zeitalter der jungen Mädchen“ nennt sich der nächste Artikel. Wir bekennen gern, uns ist hierbei manches rätselhaft geblieben; vielleicht liegt es daran, daß es uns an jüdischem Intellekt und Spitzfindigkeit gebricht oder der Jargon der Kaffeehausliteratur uns unverständlich ist. Man juckt mit den Schultern. Aber ein Satz bleibt im Gedächtnis haften: „Vielleicht ist überhaupt nur der Mann der Schöpfer der jeweilig gültigen Aufgabe der weiblichen Jugend? Und er legt die

jungfräule, die demofelle, die junge Schächerin, das liebe Kind, die junge Dame, die Jungfrau, das Girl und das Junge Mädchen in das Jahrhundert ein?“ Ob wohl der Verfasser schon von einer bestimmten „Ausgabe der weiblichen Jugend“ (wie er sich auszudrücken beliebt) vernommen hat, die sich BDM-Mädel, die sich ganz einfach deutsches Mädel nennt?

Folgen wir jedoch diesem „Jungen Mädchen von heute“ weiter auf seinen recht eigenartigen Spuren. Die Überschrift „Aus Mariannes Tagebuch“ läßt einiges vermuten — aber die Hoffnung ist vergebens! Marianne ist ein nichtsahnendes, eitles, frühreifes und haltloses Fräulein. Uns überkam die Vision eines kleinen Judenmädchens, wie es Elisabeth Bergner ungeliebten Angehörigen einst verkörperte.

Nun, das „Junge Mädchen“, dem dieses eigenartige Heft gewidmet ist, hat auch einen Beruf, sozusagen. „Königliche Privatsekretärin“ nennt sich der folgende Artikel, der die berufliche Seite zeigen will. Wie steht's damit aus? Ein Wort: Nicht Königin, sondern Straßenmädchen Privatsekretärin. Den vielen Hunderten von Sekretärinnen und Stenotypistinnen, die oft unter den schwersten Lebensbedingungen um ihre Existenz kämpfen müssen, würde die Schamröte ins Gesicht treten, wenn sie diesen Artikel läse. Es ist ein hartes Brot, acht Stunden oder oft noch mehr an der Schreibmaschine oder über dem Stenogrammblock gebeugt sitzen zu müssen, und es ist eine ehrenwerte Arbeit am Volksgang. Was verdient der Mann, der diese Kameradinnen mit Schmutzfüßeln begleitet?

Dah ein Franzose wenig Verständnis für uns deutsche schaffenden Frauen hat, wäre immerhin begreiflich. Unverständlich ist jedoch, warum ein deutscher Schriftsteller einen Querschnitt jener Geschöpfe gibt, deren Lebensinhalt besteht in tagsüber Geldverdienen, nachmittags Sport, abends eine billige Erotik? Was haben wir Mädchen von heute mit jenen zu schaffen, Herr von Gordon? Wie ein Hauch aus längst vergangenen Tagen muten uns die beiden Artikel „Krise des Nachhausebringens“ an. Das ist vorbei, lange vorbei! Herr Schriftsteller! Wir haben andere Sorgen, wie wir andere Menschen sind. Aber uns hemmt im Jahre 1938 diesen Wust von lächerlichen Seiten, von Unklarheiten, Absurditäten und Schmutz vorzulegen unter dem Anspruch, damit das „Junge Mädchen von heute“ zu zeigen, ist eine Beleidigung jeder einzelnen von uns, mag sie über ihren Beruf hinaus im BDM, im Arbeitsdienst ihrem Volk dienen oder in der NSDAP tätig sein. Wir Mädel wollen eine klare und saubere Haltung, wollen Kameradschaft und Dienst am Volksgang.

Wir sind erhaunt über diesen „Querschnitt“, Herr von Gordon. Lassen Sie die Finger von Dingen, die Sie nicht verstehen, nie erfassen können. Der Querschnitt, den Sie sonst als Schriftsteller ergeben, könnte immerhin verständlich sein.

„Ich hab' eine Kameradin“

Sich, nein, wie reizend, wie sentimental! Alle verhaubte Romantik einer vergangenen Zeit hat Elisabeth Hilkebrand ausgegraben gewußt. . . . Aber trotz aller Rühmchen, trotz aller Versicherungen, trotz aller „nationalsozialistischen Verbrämung“ wurde es noch lange kein BDM-Buch.

Mit dem Schildern von Sonnenwendfeiern und Frimabenden — und was für welche! — mit dem Kennen von Führerrängen und Uniformstücken ist es nun einmal nicht getan. Sie müssen auch klingen und blühen nicht in unglaublicher Verzerrung gebracht werden.



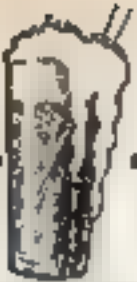
Wollt ihr fort geseht: „Nascht Maggi-Müschel mit!“

Sie hat schon recht: mit MAGGI Suppen und MAGGI Fleischbrühe läßt sich unterwegs in wenigen Minuten (und billig!) ein kräftiges Essen bereiten.

MAGGI SUPPEN
1 Würfel 10 Pfg.

MAGGI FLEISCHBRÜHE
3 Würfel 10 Pfg.





Sedert und fe-
deracts be-
den Sie sich mit

**Frigo-
Brause**

Trinktabletten u.
Krautpulver für

5 Pfg.

die keine durch-
färbende, hart-
brauende, kühl-
ende, blutende,
keine im Haus-
halt, herrliche
Pflanze überall
erhältlich.

Robert Friedel
Hof- u. Stadt-
— Bad Cannstatt.

Postbezieher!

Beachten Sie
bitte den Hin-
weis auf der
zweiten Um-
schlagseite
dieser Ausgabe

Der Verlag

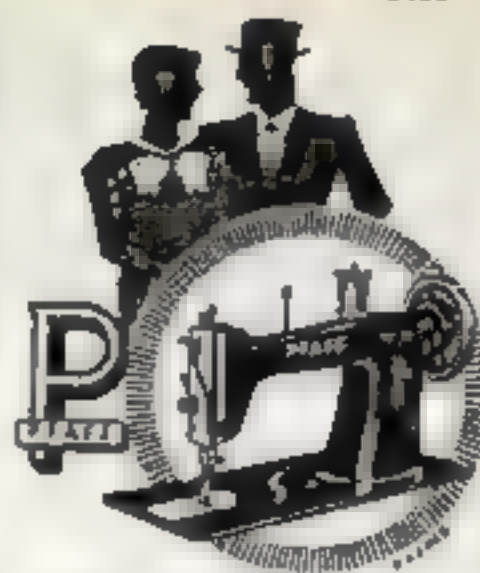


**Doppelte
Freude**

bei Ausma-
schen und
Heimabenden
durch die for-
tune u. klang-
schöne
Zukunft

Kurgetable-
tten, die lang
und erbarlung
auf diese Zeit
eher kosten-
los durch

Bracht die künftigen
unserer Jüngsten



„Und dann freue
ich mich ganz besonders
auf meine

PFAFF

damit ich dann alles selber
nähen, sticken und knäpfen
kann!

Verlangen Sie Prospekte bei
den überall befindlichen
Verkaufsstellen der

G.M. Pfaff A.G.

Nähmaschinenfabrik
KAISERSLAUTERN

Die Sorge um die richtige Kinderhaarpflege

ist immer im Grunde: es gibt jetzt ein eigenes für Kinder geschaffenes
Schaumpon Schwarzlopf „Extra-Fein“, das hartem Haar und jugend-
licher Kopfhaut die nötigen Aufbaustoffe zuführt.

Schwarzlopf „Extra-Fein“ ist mehr als eine Haarmilch: durch
das beigefugte Spezial Kräuterbad (T.M.P. angenehm) wird eine indivi-
duelle Haarpflege ermöglicht. Je nach Zustand des Haars wird die
Anwendungsweise abgemindert, so daß in jedem Einzelfalle eine be-
sondere Wirkung erzielt wird.

Wie Schwarzlopf „Extra-Fein“ und „Extra-Blond“ ist auch
Schwarzlopf „Extra-Fein“ seifenfrei und nicht-alkalisch.

Regelmäßige Pflege mit Schwarzlopf „Extra-Fein“ sichert Ihrem
Kinde schönes, gesundes Haar für alle Zukunft.

Aber 215 000 Mädel, Eltern und Erzieher
lesen unsere Zeitschrift „Das Deutsche Mädel“

Denn wer könnte da wohl erst bleiben, wenn es heißt:
„Schwer konnten sich die und Christel vom Feuer trennen.
Dängst, während der Rede, war Lore Stahmann in Utes Augen
nicht mehr die Gruppenführerin gewesen. Vor ihrem geistigen
Auge war alles anders. Lores Gestalt zerfloß, hatte ein weiches,
wallendes Gewand an, das blonde Haar fiel lang bis zum
Gürtel, die Priesterin der alten Germanen stand an der heiligen
Feuerstätte und opferte den Göttern. Kameradinnen sah sie auch
nicht mehr, sondern dunkle Gestalten vor und neben ihr waren
solche Reden mit langem Blondhaar, mit zottigen Fellen, die die
mächtigen Körper umhüllten...“

Ne, Elisabeth Hillebrandt, Ihre gute Absicht in Ehren — aber
man kann unsere Felerkunden, unser Leben und unsere Art
nicht konstruieren. Man muß sie erlebt haben, muß
selbst in unserem Mädelsbunde gekannt
haben, um Wesen und Wert unserer Führung,
unserer Erziehung erfassen zu können

Es ist mühsig, auf Einzelheiten einzugehen; es bleibt nur der
Wunsch, daß „Ich hab' eine Kameradin“ das einzige
Hillebrandt-Lied bleibt. Wir haben es erkannt und schaudernd
beiseitegelegt; denn falsche Töne werden nun einmal nicht mit-
geklungen. Das wird auch der Verlag H. S. Pöppe, Leipzig,
sagen müssen.

Von „Jung Germana“ bis zur Neuzeit

Schon wieder eine Reizigkeit auf dem Spielzeugmarkt! Kleine
Abwandlung einer alten Kinderbeschäftigung: Angelpuppen
zum Ausschneiden. Diesmal speziell für nationalsozialistische
Kinderzimmer — und für solche, die es sein wollen! Blonder
Pimpf zum Ausschneiden, halt, er braucht kein Pimpf zu sein!
den! Es wird daraus ein Olympiafeiger, ein Fliegeroffizier;
und noch so manche andere Laufbahn steht ihm offen. Nichts
gehört dazu, als eine Schere. Damit werden alle aufgedruckten
Requisiten ausgekratzt, und das blonde Büblein mit dem

großen blauen Augen braucht nicht mehr im weichen Turn-
hoschen zu frieren. Herzig schaut es aus mit dem Pimpfen-
schiffchen, herzig auch in Fliegeruniform, und herzig sind auch
die jeweiligen dazugehörigen Sprüche! Nur schade, daß
wirkliche Pimpfe für so viel Herzigkeit gar kein Verständnis
haben. Sie kennen die Sache ganz roh beim richtigen Namen:
„Ritz“, und verbitten sich ganz energisch eine so alberne Aus-
wertung ihrer Dienstkleidung.

Aber auch die Mädel sollen nicht zu kurz kommen, hier wird's
wieder mal poetisch. In sechs verschiedenen Versen wird das
Mädel angepöbeln, fürwahr „Von der Edda bis zur Gegen-
wart“. Mit „Jung Germana“, dem Germanentind“ hängt
es an. Leider mußte die Bedauernswerte sich schon frühzeitig
damit abfinden, ein blasses braunes Winterfell zu bekommen.
Auch sonst scheint sie recht dackelig gewesen zu sein, denn sonst
wäre ihr wohl das Leben mit „Wasser, Feuer, Wind“ nicht gut
bekommen. Dem „Edelfräulein Roswitha“ geht's da
schon wesentlich besser. Es wohnt im „Burgenschloß“, verfügt
über pures Gold und trägt in „ihrer Hand Falk und Lilie
weiß“. Außerdem ist die vielgeliebte Roswitha in Brett- und
Peterspiel gewandt. Und so verbrachte sie ihre kurzen
Tage!

Der Pflichtenkreis der „Jungfer Margarethe“ aus dem
Bürgerhaus steht da schon anders aus. „Fleißig, fromm und
schlicht spinnt sie am Rad tagaus, tagein“ — findet aber noch
Zeit, am Markte einzukaufen, aus Vaters Keller Wein zu holen
und — als kluge Jungfrau — Lämpchen auszufüllen. „Das
Dirabel Pöpel“, das Schwein und Gans zu hüten hat, ist
zeitenlos. Aber „Fräulein Friederike“ ist wieder
„ganz bieder, deutsch und echt“. Lange Strümpfe knickt sie beim
Klang der Spieluhr, und alles ist so bieder, daß sogar Lorchen
im Käfig beim Herzensklammer einnickt.

Und nun kommt der Verfasser dieses chronologischen Rück-
blickes zur „Neuzeit“. Hier heißt das Büblein „Hitler-
mädel Christa“ und „in kluger Wahl“ wird von ihr

Wer in Dingen der Körperpflege wählerisch
ist, wählt Chlorodont zur Zahnpflege

Obergau 10, Ruhr-Niederrhein

Unser Obergau veranstaltet ein PREISAUSSCHREIBEN Fotowettbewerb

Um für die Ausgestaltung von den Beilagen der Tagespresse und unserer Obergaubellage im „Deutschen Mädel“ gute Bilder zu haben, schreibt der Obergau einen Fotowettbewerb aus.

Bis zum 1. Juli sollen alle Einheiten, Mädel und Jungmädel, Aufnahmen zum Obergau, Presse- und Propagandareferat, schicken. Die Größe der Aufnahmen ist freigestellt, nur muß das Foto die genaue Anschrift des Einsenders tragen. Es kommen drei Hauptpreise und mehrere Nebenpreise in Frage.

1. Preis: „Mein Kampf“
 2. Preis: Ein B d
 3. Preis: „Hitlerjugend — Idee und Gestalt“
- Nebenpreise: „Mädel im Dritten Reich“

An Aufnahmen werden gebraucht:

1. Mädel an der Arbeit
 - in der Fabrik
 - bei der Landarbeit
 - bei der Hausarbeit
 - als Schneiderin, Verkäuferin, Stenotypistin usw.
2. Mädel beim Sport
 - Gemeinschaftsspiele
 - Körperschule
 - Leichtathletik
3. Mädel auf Fahrt oder im Lager
 - Marschkolonnen
 - auf Fahrt
 - Fahrtenerlebnisse
 - im Zelt
4. Mädel beim Heimabend
 - Geschmackvolle Heime
 - Mädel beim Singen oder Vorlesen
 - Mädel beim Abhören der Sendungen im Heimabend
 - bei der Werkarbeit
5. Mädel beim Musizieren
 - Singscharen
 - Orchester
6. Bilder aus der Sozialarbeit
 - Kindergärten
 - Umschulungslager
7. Großveranstaltungen
8. Unsere Heimat Ruhr-Niederrhein

Pressereferentinnen wurden geschult

Zum ersten Male wurde im Obergau Ruhr-Niederrhein (10) eine Arbeitstagung der Pressereferentinnen der Untergaue durchgeführt, an der alle Mitarbeiterinnen des Referates teilnahmen.

Für die Mädel, die helfen, unsere Presse zu gestalten, muß das Ziel sein, klar zu sein in der Haltung und um den letzten Sinn der uns gestellten Aufgabe zu wissen. Wie sie leben, wie sie

denken und schließlich, wie sie schreiben, erlebt und fieleht der Außenstehende das Leben unseres Bundes. Mitarbeiterinnen unserer Presse müssen stärker und bewußter das Erleben ihrer Kameradinnen erfüllen, denn sie wollen es ja so gestalten, daß es in anderen wieder Erleben weckt. Dazu gehört zum ersten unbedingte Klarheit in der Weltanschauung, weiter ein sicheres Stilempfinden und zuletzt das Wissen um die große Linie der Tagespresse in Deutschland. Unter diesen Gesichtspunkten stand auch die Arbeitstagung in der Margarethenhöhe.

Unsere Obergauführerin gab in ihrem Referat ein eindeutig klares Bild von den Grundlagen unserer Weltanschauung und unserer daraus entspringenden Lebenshaltung. Indem sie in großen Zügen die Grundzüge der germanischen Weltanschauung zeichnete, zeigte sie uns, daß diese Weltanschauung auf ein sehr hohes sittliches Denken aufbaute. Diese hohe Sittlichkeit und einfache Klarheit in allen Lebensäußerungen unserer germanischen Vorfahren spricht uns heute wieder an, vielleicht mehr noch als eine sittliche Welt, die uns oft genug in Fragen des wirklichen Lebens keine starke Antwort mehr geben konnte. Unsere Weltanschauung hat ihre Wurzel in der rassistischen Gebundenheit unseres Blutes, und sie wird gestaltet durch die Auseinandersetzung mit den lebendigen Fragen des täglichen Lebens. Das alles ist so einfach und natürlich aus der Entwicklung der Zeit erwachsen, daß, wenn man die Zusammenhänge einmal klar gesehen hat, man innerlich ruhig und nach außen hin tolerant werden muß.

Der Pressereferent der Landesstelle Essen entwarf ein Bild des gesamten Aufbaus der Pressearbeit in Deutschland, und an Hand einiger Zeitungsartikel gab er Richtlinien für ein kritisches, richtiges Lesen der Tagespresse.

Zum Ausklang der Tagung sah der niederrheinische Dichter Heinrich Lersch unter uns. Oft schon ist Heinrich Lersch unter uns gewesen, oft schon hat er zu uns gesprochen, aber immer ist es wieder anders gewesen. Seine Sprachfülle ist unermesslich. Immer wieder wird man gepackt vom dem selbstständigen Klang seiner Stimme, von dem starken Lebensrhythmus, der in seinen Werken ist. Seine Liebe zu allem Lebendigen, sein Blick und seine Sehnsucht nach dem Schönen ergreifen bis ins Innerste.

Er erzählte von der seelischen Entwicklung des deutschen Arbeiters, von seinem Ringen um einen nationalen oder internationalen Sozialismus. Er, der Dichter, der als Seher in gleicher Front mit seinen Arbeitskameraden gestanden hatte, kann nie seine Liebe zu ihnen verleugnen. „Wir aus dem Kohlenpütt gehören zusammen. Es ist nicht wahr, daß wir kein Heimatgefühl haben. Wenn man sich draußen trifft, und man hört an der Mundart, der könnte aus dem Kohlenpütt sein, und es ist einer aus Dortmund und einer aus Hamm, dann gehören die zusammen, und sie halten zusammen.“ So gläubig klingt das, so stark verbunden den Menschen des Kohlenpütts und ihrer Heimat.

Heinrich Lersch spricht zu den Pressereferentinnen der Untergaue



Derich konnte auch nicht, weder als Mensch noch als Dichter, von den liberalistischen Ideen der vergangenen Zeit überrannt werden, die die Maschine als Feind des Arbeiters zeigten. Er sah immer den Sinn der Arbeit, er fühlte das Wunder und die Kraft der Maschine, und der Wille, sie sich dienstbar zu machen, packte ihn. Seine Arbeit macht ihm stolz, in einem Gedicht spricht er von seinem Hammer: „Gott schuf die Berge, aber du, mein Hammer, schlugst Tunnel durch sie. Gott ließ Flüsse durch das Land laufen, aber du, mein Hammer, schlugst Brücken über sie . . .“

Mit diesem starken Ausklang endete die Arbeitstagung in der Margarethenhöhe. Sie war uns ein weiterer Schritt zur weltanschaulichen Klarheit, und eine Bergweisung, daß wir künftig noch stärker daran arbeiten wollen, um den Aufgaben, die unsere Pressearbeit an uns stellt, gerecht zu werden.

Elly Ney in unserer Führerinnen-Schule

Als ich hörte, daß Elly Ney in unsere Führerinnen-Schule käme, freute ich mich zunächst einmal darauf, das Spiel dieser bekannten Künstlerin zu erleben.

Der Tag ist gekommen. Erwartungsvoll sitzen wir im Musikraum der Schule, das helle Sonnenlicht fällt gedämpft durch das große Deckfenster. Groß, grauhaarig, mit ausdrucksvollem Gesicht steht Elly Ney vor uns, um zunächst zu uns zu sprechen. Der Ton ihrer warmen Altstimme erfüllt den Raum.

„Ehe ich spiele, möchte ich zu Ihnen über Musik sprechen und über den, dessen Werke ich spielen werde, weil er der größte deutsche Meister ist: Beethoven.“ Sie spricht zuerst über die Musik, die nur der Unterhaltung dient, die nicht, wie sie sagt, „das Herz erfasst“, sondern irgendwie oberflächlich im gutem oder schlechtem Sinne nur die Sinne berührt.

Elly Ney hat viele Jahre hindurch versucht, wieder den Weg zur tiefen, deutschen Musik zu weisen. Vor allen Dingen hat sie immer wieder daran gearbeitet, dem schaffenden Künstler das Gefühl klarzubringen, damit er nicht in Ketten materieller Not seine Aufgabe vergißt und Kompromisse schließt dem Leben gegenüber.

„Es ist uns allen so ergangen,“ sagt sie, „daß wir unsere Aufgabe nicht mehr voll erkannten, weil niemand uns führte. Wir wollten auch zuweilen den leichteren Weg des Lebens gehen, und wären so am Leben vorbeigegangen, wenn nun nicht wieder jedem klar und eindeutig der Weg gewiesen worden wäre. Jeder erkannte wieder seine Aufgabe und seine Pflicht und lernte sie lieben, und die Erfüllung unserer Aufgabe gibt uns stärkere Kraft. So gab auch der Führer dem Künstler seinen Platz wieder, als er auf dem Reichsparteitag sagte, daß der Künstler eine Mission im Volke zu erfüllen habe. Seine Gestaltungskraft muß ihn Mittler sein lassen zwischen Gott und dem Göttlichen im Menschen. Er muß das Göttliche, das Gott jedem Menschen mitgab, tausendfach vervielfältigt ins Volk zurückstrahlen.“

Dann spricht sie von Beethoven, von seinem Ringen mit dem Schicksal, das gerade ihn, den Musiker, durch seine Taubheit von der menschlichen Gemeinschaft ausschloß. Doch er überwand alle menschlichen Anzulänglichkeiten um der großen Aufgabe, die ihm durch seine musikalische Schaffenskraft gegeben war, gerecht zu werden.

Dann spielt Elly Ney Beethovens Appassionata, sie spielt — und jedes Motiv der Musik, ob Schmerz, ob Freude, Kampf oder Harmonie, spiegelt ihr Gesicht wieder. Niemals erlebte ich Beethovens Musik wie an diesem Morgen.

Zuletzt spielt sie Spittas: „Heilig Vaterland!“ „Denn,“ sagt sie, „ich bin glücklich, in diesem Komponisten der Hitler-Jugend wieder der gleiche Kraft und starken Ausdruck deutscher Innertlichkeit gefunden zu haben.“

Unvergeßlich bleibt mir diese Morgenstunde, die mich nicht nur das vollendete Können einer großen Künstlerin erleben ließ, sondern auch das Wesen eines großen Menschen.

Und alle sangen mit!

„Du, Grete, denkst du auch an unsere offene Singstunde heute abend?“

Inge rief es aus der Pforttür der vorbeilaufenden Grete nach. „Ob ich daran denke, selbstverständlich. Aber — ich kann nicht so recht an den Erfolg unseres Singens glauben. Denke dir, unsere kleinen Bauern und Kleinhändler sollen sich dazu bewegen lassen, gemeinsam mit uns zu singen — und vor allem noch die neuen Lieder zu lernen! Ne, das glaube ich nie und nimmer!“

„Du wirst schon sehen, unsere offene Singstunde wird ein Erfolg. Warum sollen die Leute nicht mitsingen? Wir müssen es ihnen nur recht frisch vortragen.“

Wenige Stunden später hatten sich die Mädel auf dem alten schönen Markt des Städtchens eingefunden. Erwartungsvoll standen die abendlichen Spaziergänger um sie herum.

„Alle Bienen grünen in Moor und Heid’ . . .“ Das erste Lied klang über den Platz. Noch einige andere Frühlingslieder folgten. „Nein, was die Mädchen doch schön singen!“ meinte ein alter Mütterchen.

Was sollte denn das bedeuten? Die Mädel sangen jetzt zweimal hintereinander das gleiche Lied. Das Publikum sah sich erstaunt an. Man verstand schlecht, was die Führerin sagte, bis sie sich einige Mädel und Jungen aus der Menge herausholte und sie bat, mitzusingen. Zuerst machten sie zwar etwas verdächtige Gesichter, dann mußten sie aber gute Miene zum bösen Spiel machen — und so sangen sie recht und schlecht mit.

Das hatte auch die anderen Zuhörer ermuntert, beim nächsten Lied klangen aus den verschiedensten Ecken Stimmen auf. Zuerst noch etwas zaghaft, aber immer mutiger sangen die Leute die Lieder mit.

In ganz kurzer Zeit hatten die schwerfälligen bergischen Bauern ihre Schen überwunden, sie sangen, wenigstens die jungen Leute alle, die Lieder, die die Mädel ihnen angaben.

Als Inge und Grete nach Hause gingen, mußte auch Grete den Erfolg dieser gemeinschaftlichen Singstunde auf dem Markt anerkennen.

Ein Mädel aus Rhein-Wupper.

Zuversicht

Unser der Glaube, unser die Kraft,
unser die Herzen und Hände.

Unser der Wille, der Ewiges schafft;
der aus des Dunkels endloser Nacht
reißte die deutsche Wendel!

Unser der Ader, unser das Feld,
unser die Ernten und Saat.
Unser die Arbeit, die stark uns erhält,
die keine knechtigen Sklaven kennt,
sondern nur Arbeitsjoldaten!

Unser das Lied, unser der Mut,
unser das Licht und das Leben.
Unser die Herzen voll heiliger Glut,
die gläubig tragen in treuer Hui
Deutschland, das ewig wird leben!

Ein ruhr-nieder-rheinisches Mädel.

Unser Fahrtenziel — die Eifel

Aus den großen Städten, den Fabriken, den Klö-
zimmern und Arbeitsstätten werden nun die Mäde-
hinauswandern, um ihre eigene Heimat kennenzu-
lernen und darüber hinaus Art und Wesen anderer
Gegenden und Menschen unseres schönen Vaterlandes

100 Meter von der Grenze

Stundenlang läuft die Landstraße zwischen den Wäldern hin-
durch. Einige Tannen ragen über das Kieholz, das wirr und
eng ineinanderverflochten den Tieren Schutz vor Wind und
Regen bietet. Die Tannen, die sich fast alle nach Südosten nei-
gen, sind windzerzaust, Tag für Tag weht hier im Hohen Venn
der scharfe Nordwest. Die Höhen sind kaum bewachsen, nur das
überall verzweigte Gestrüpp konnte dem scharfen Wind stand-
halten.

Manchmal führt die Landstraße über einen Berg. Erst dann
begreift man ganz die Herrlichkeit dieses Landes, wenn man die
langen Höhenzüge sieht, die sich bis zum Horizont erstrecken. In
den Tälern bücken sich die ärmlichen Katen an die Abhänge.
Eine haushohe Hecke aus Buchen schützt sie vor dem Wind, der
das ganze Jahr hindurch über das Venn weht. In Abständen
von $\frac{1}{2}$ bis 1 Meter sind die Buchen gepflanzt, ihre Äste ver-
flechten sich und geben der Kate einigen Schutz vor dem Sturm.
Das Dach, das der Nordwestseite zugewandt ist, hängt fast bis
zur Erde hinab, um auf der andern Seite kurz unter dem First
abzubrechen. Die Keder, die sich an den vor dem Wind etwas
geschützten Stellen hinziehen, sind noch fast undebaut. Die Obst-
bäume beginnen erst zu blühen.

An der einen Straßenseite liegt ein Gasthaus. Belgische und
deutsche Worte stehen auf den Schildern. Zum ersten Male wird
uns hier bewußt, daß wir ganz nahe an der Grenze sind. Die
Landstraße trennt Deutschland von Belgien! Die eine Seite des
Waldes ist deutsches, die andere belgisches Hoheitsgebiet.

Wir kommen mit einem Bauern ins Gespräch, der auf der bel-
gischen Seite wohnt. Aber die Mundart ist die der Bauern
des Hohen Venn!

Monschau — eine alte Patrizierstadt

Dann sind wir in Monschau.

Von der Höhe mutet uns die Stadt an wie ein Städtchen Mittel-
alter — mit ihren alten Giebelhäusern und engen Straßen. Die
Häuser klettern oft ein Stück den Berg hinan, weil das Tal der
Roer zu eng ist.

Ein Gang durch die Straßen und Gassen überzeugt uns davon,
daß Monschau eine reiche Stadt gewesen sein muß. Besonders das
„Rote Haus“ mutet mit seinem Reichtum in dieser lagen Eifel-
gegend seltsam an. Auf unsere Fragen, wie dieser Reichtum in
die Stadt gekommen sei, erklärte man uns, daß die Aachener
Tuchweber hier in Monschau neue Webereien aufgezogen hätten,
die bald in derselben Blüte standen wie die Aachener Werke.
Erst durch die französische Revolution und die darauffolgenden
Kriege wurde das Monschauer Handwerk in Armut und Not
gebracht, von der sich die Weber nur schwer wieder erholen
konnten.

Das „Rote Haus“ — einst im Besitz der reichsten Tuchweber,
heute Museum — spricht eine eindringliche Sprache von dem



Bild oben: Das Totenmaar — Bild unten: Blick auf die Mon-
schauer Jugendherberge, eine alte Burg an der Grenze



harten Kunstverständnis der Besitzer. Eine geschnitzte, breite
Treppe führt durch das ganze Haus. In unseren Bildern zeigt
sie den Werdegang des Tuches vom Scheren des Schafes bis zum
Verband der Tuchballen in alle Länder. Wie es bei alten Be-
trieben oft der Fall ist, liegt die Weberei unmittelbar neben
dem Wohnhaus, in dem auch noch die alten Webstühle stehen.
Eingehend beschäftigen wir diese Zeugen früherer Handwerkskunst.

Oberhalb der Stadt liegt die Jugendherberge Monschau. Einst
war sie eine Burg, heute ist sie in den Dienst der Jugend ge-
stellt, um so ein Bollwerk zu sein des deutschen Wesens an der
Grenze.

Zwei Maare

Die Bäume am Weinfelder Maar stehen in voller Blüte. Welcher Gegensatz zu den windverwehten Bäumen des hohen Venn! Dort blühte noch kaum ein Strauch.

Die Häuser des Dorfes, mögen sie auch einen ziemlich ärmlichen Eindruck machen, haben alle einen blühenden Baum im Garten, das gibt dem ganzen Dorf etwas Frohes und Heiteres.

Die Landstraße führt mitten hindurch, geht über die Höhen und gibt dann den Blick frei auf das Totenmaar. Die Berge fallen zum Spiegel des Sees schroff ab, Wacholder und Ginster sind die einzigen Pflanzen, die die Hänge beleben. Hier und da leuchtet ein gelber Farnefleck aus dem Dunkel des Fanges, da blüht der erste Ginster. Das Totenmaar liegt still, kein Wind streicht über das Wasser, kaum vernimmt man den Flügelschlag der Vögel, die darüber fliegen.

Voller Gegensatz ist die Eifel! Wenn im Tal alle Bäume in Blüte stehen, wagt sich auf der Höhe noch kaum ein Blättchen heraus. Hat der eine Teil der Fahrt uns über herbe, windzerzauste Höhen geführt, so sehen wir das andere Mal das Land in seiner Lieblichkeit, wir sehen Täler, die an Schiefelsche Bilder erinnern, und Dörfer, deren Acker voll Fruchtbarkeit sind.

Damaszener Klingen

Ein bergisches Märchen

Vor etwa 400 Jahren lebte in Solingen ein Schwertschmied, dessen Tüchtigkeit weit im Umkreise gerühmt wurde. Von weiter her kamen Ritter und Kaufleute, um seine Schwerter zu kaufen. Aber den Schwertschmied befriedigte sein Ruhm und seine Tüchtigkeit nicht. Er gönnte sich keine Ruhe. Nachts, wenn seine Gesellen schliefen, saß er noch in der Werkstatt und arbeitete. Er wollte nicht eher Ruhe geben, bis er eine Klinge geschaffen hatte, die der edlen Arbeit der Damaszener gleichkam. Aber es wollte ihm nicht gelingen. Immer wieder warf er die fertige Klinge zornig beiseite, wenn sie nicht das geworden war, was er hoffte.

Der Meister hatte einen Gesellen, Severin genannt, der war sehr tüchtig. Dieser Geselle verliebte sich in des Meisters Tochter Maria, das schönste Mädchen von ganz Solingen. Aber als er zu ihrem Vater, seinem Meister kam, um um ihre Hand zu bitten, da fuhr der Schmied ihn an: „Was denkst du, ich gebe meine Tochter nur einem reichen Mann — es sei denn, es gelänge dir, eine Klinge herzustellen, die an Güte und Schönheit den Damaszener Klingen nicht nachsteht, dann sollst du meine Tochter haben, sonst nie und nimmer.“

Severin ging traurig von dannen. Er war sicherlich tüchtig in seinem Fach, aber eine Klinge herzustellen, an der sein Meister seit Jahren vergeblich arbeitete, das konnte auch ihm nicht gelingen.

Am Grabe der Mutter fand er Maria, und er erzählte ihr von des Vaters Bedingung. Sie tröstete ihn: „Laß den Mut nicht sinken, Liebster, wir wollen Gott um Hilfe bitten!“ Und sie knieten nieder am Grab und beteten.

Plötzlich stand vor ihnen ein freundlicher alter Mann mit langem schwarzem Mantel: „Gruß euch, ihr beiden. Ich glaube, ich kann euch helfen. Ich verstehe die Kunst, Damaszener Klingen herzustellen. Komm in der Sonnenwendnacht zu mir in meinen Turm unten am der Wupper. Rufe: „Johannes!“ und ich lasse dich ein.“

Maria war zu Tode erschrocken, sie glaubte nicht anders, als der Teufel selber sei zu ihnen gekommen. Aber der Alte zerstreute ihre Bedenken, und Severin versprach, zur angegebenen Zeit im Turm zu erscheinen. Dann verschwand der Alte spurlos.

Maria fürchtete sich immer noch und wollte Severin abtaten zu gehen. Aber in der Sonnenwendnacht machte sich Severin auf den Weg. Er fand den Turm, auf dessen Zinne eine Fackel ihm hell den Weg leuchtete. Auf seinen Ruf öffnete ihm der freundliche Alte und führte ihn in einen Raum, der einer Berghöhle glich. In der Mitte brannte ein helles Schmiedefeuer, und auf dem Tisch standen zwei Becher edlen Weines. Der Alte setzte sich mit Severin zum Trunk nieder und erklärte ihm die Herstellung der Damaszener Schwerter.

Dann begannen sie zu schmieden. Immer wieder mußte Severin von vorn beginnen, aber endlich wußte er um das Geheimnis der Damaszener Klingen, und Maria konnte sein werden. Glücklich dankte er dem Alten: „Doch sagt mir zum Schluß, wer seid ihr?“ — Da antwortete ihm der Alte: „Ich will dir sagen, wer ich bin, ich bin der Doktor Faust!“

Zu gleicher Zeit schlug der Alte in das Schmiedefeuer, die Funken sprühten auf — und der Turm mitsamt dem Alten war verschwunden. Severin stand am Ufer der Wupper, aber es war nicht mehr die Zeit der Sommer Sonnenwende, da er in den Turm gegangen war, sondern ringsum lag tiefer Schnee, es war Winter geworden. Bestürzt eilte Severin nach Solingen und fand Maria in Sorgen und Tränen.

Zubelnd umarmte sie ihn, als sie ihn wieder sah. Sie gingen zum Vater, dem Severin das Geheimnis der Damaszener Klingen offenbarte, und sogleich schmiedete Severin dem staunenden Meister eine der köstlichen Klingen. Da war des Freuens und Jubels kein Ende.

Seit jener Zeit kann man in Solingen die kostbaren Damaszener Klingen herstellen. Das Geheimnis ging nicht verloren, sondern vererbte sich immer weiter, von den Kindern auf die Enkel.



CARL KOBBS

DÜSSELDORF

Gräf-Adolf-Str. 70. Ruf 17724, 17729

SPEZIALHAUS

für moderne **HEIMMASCHINEN**

HEIMMOBEL, KÜCHENGERÄT

Kauft bei unseren Inserenten!

Das große Modespzialhaus

Georg Leitner & Co.

Das Haus der guten Qualitäten

Düsseldorf, Schadowstr. 13-21

BILLIGE PREISE

FÜR GAS UND STROM

zum Kochen, Backen, Baden, Waschen, Heizen, Kühlen
in Haushalt und Gewerbe.

AUSKUNFT UND KOSTENLOSE BERATUNG

auch über Hausfrauenkurse und Vorträge durch die

STADTWERKE DÜSSELDORF

Luisenstraße 105

Fernruf 10841

Anzeigenwerbung ist Vorbedingung
für den Geschäftserfolg

Erhalte Dir Dein Erbgut — **BIOX-ULTRA** die schmerzende Zahnpasta sie ist mild und erfrischend
Gefunde weiße Zähne durch Sauerstoff-ZAHNPASTA ohne faden Breidegeschmack

**Bunte
Beyer-Schnitte**

**Die Musikanten
BOM.**
Gitarren,
Laufen,
Blockflöten
usw. hand-
gearbeitet.
Hauptkatalo-
g 40
gratis!
Balanzhög.
Max & Ernst Fischer
Werkstätte
Markneukirchen
Gegr. 1875

Rückenstuhl
Rückenstuhl, und
Hängestuhl, hand-
gearb. in Messing,
u. Silber. Möbli-
erungen u. viel.
O. W. Witten.
Reichhildhausen
o. Böhmerwald

Mehr Freude am Sommer —
schöne, tiefbronzene Haut ohne Sonnenbrand;
Beim Baden kräftig ölen mit Diaderma-Haut-
funktionsöl oder Nußöl
Preis: 4.00 Mark, 8.00 Mark, 12.00 Mark
Diaderma



Regen Metallbetten
Stahlfeder- u. Aufkantung-
Matratzen, Kinderbetten
Marke EISU
in alle Teile, Katalog frei
Eisenbettenfabrik Seitz/Th.

Ausrüstungen
Kleiderkasten, 40 cm.
3-25, handgebastelt,
Leinen, gestrichelt, Holz-
schalen, Bast, Keramik,
Schmuck, Volkstanz- u.
Fingerringe, Fäden, Fi-
schen, Klammer, Boden-
tische, als 6 Ltr. 4.50,
10 Ltr. 7.50, Alles
Sportartikel, Fackeln,
Sonnenhaus
Berlin SW, Anhalter, 1.

RIM
Der große
Gormon-
Beratung.
Beratung. Sie
sicherst un-
terstützt
Gormon-
Beratung.
MÜNCHEN
Bayerstraße 25.

Vergessen Sie nicht in Ihrem Werbeetat
„Das Deutsche Mädel“ einzusetzen

Schluf
der Anzeigenannahme
am 14. jeden Monats

UNTERRICHT UND AUSBILDUNG

Soziale Frauenberufe

**Ostpreussische Frauenschule für Volk-
pflege, Königsberg (Preußen)**
Stadt. anerkannte Ausbildungsanstalt
für Fürsorgeberufen.
Der zweijährige Ausbildungsgang be-
ginnt Mitte Oktober. Jährliche Vorbildung
notwendig.
Auskunft erteilt die Schulleitung Dr. v. A. Trend,
Großer Dampfab 3

**Das Sophienhaus
in Weimar**
Mutterhaus mit
400 Schwestern u.
140 Arbeitsfeld.
nimmt ernstge-
lungte Mädchen auf.
Ausbildung, erzie-
herisch, unentgeltlich. Die
angef. Kost. monatlich
anerkannte Schu-
lingensschule.
Holt jeden Schu-
lerinnen mit hoh.
Schulbildung ein.
Mitteln an
Sophienhausver-
waltung, Weimar

**Das evgl. Mutterhaus zu Bochum-Langen-
dree** der West. Schwesternschaft vom
Roten Kreuz nimmt jg. Mädchen im Alter
von 18-24 Jahren auf, die Liebe zum
Krankenpflegeberuf
haben, (staatl. Examen nach dreijähriger
Lehrzeit) gute Allgemeinbildung, erfor-
derlich, Bewerbungschr., mit Lebens-
lauf an Frau Oberin Bruns.

**Der Ausbildung von Schwestern
für die häuslichen Pflichten und Van-
desanhalten werden am 1. Juli und
1. Januar geeignete junge Mädchen als
Verpflegungsschwestern
aufgenommen. Bedingungen: nation-
alistischer Gesinnung, der Be-
werberinnen und ihrer Familie,
tadellos, Auf, volle Gesundheit, gute
Schulzeugnisse, Alter nicht unter
19 Jahren. Ausbildung kostenlos.
Tafelgeld wird gewährt. Mitragen
und Bewerbungen an die
Stadt. Krankenkasse, Arnstadt,
Bachstr. (bei Dresden).**

Maria Keller Schule
Chale Herz
Frauenshule der M.C. Volkshausbet
Stadtlich anerkannt.
Berufsausbildung
1. Fürsorgeberuf, Jugendberuf, Nieder-
schülerin und Fortschritt. Kinder-
pflege, und Hauswirtschaft
Hausfrauenklasse
Die Schule ist Jahrest.

**Reform-
Sanstätt**
Zukunftsfeld
(schöner Ort)
auf, erfor-
derlich, aus-
reichende, ge-
fährliche, Pro-
fession, Arbeit-
freude, Vorbild,
Gebäudeanordn.,
erwünscht, Be-
werbungen um-
gehend erbeten.
Baldurheim,
Chalebadhaus
Baldurheim.

Reformtarheim
nimmt für Com-
munication junge
Mädchen (Waf-
fianinnen) zur
Ausbildung und
Erholung auf.
Mäßige Zusat-
zung.
Baldurheim,
Mädchen
Baldurheim.
Chalebadhaus
Baldurheim.

Deutsches Rotes Kreuz
Schwesternschaft **Mittelhause.**
Weimar, Oberstraße 1. Krankheits-
schule im eigenen Krankenhaus, stellt evgl.
Berufsschwestern sowie tüchtige aus-
gebildete Schwestern u. Säuglings-
pflegerinnen, mit guter Schulbildung ein.
Alter 20-30 Jahre. Bewerbungen mit Lebens-
lauf, Bild und Rückporto an die Oberin.

Deutsches Rotes Kreuz.
Schwesternschaft **Saarbrücken**
nimmt junge Mädchen im Alter von
20-30 Jahren mit guter Schulbildung,
katholischer Gesinnung als Schwestern-
schülerinnen auf. Bewerbungen mit Lebens-
lauf, Bild, Zeugnisse und Rückporto an
die Oberin.
Saarbrücken, Bismarckstr. 7

**Mutter- u. Säuglingsheim Tenever
bei Bremen**
Sucht als Säuglingspflegerin
u. Säuglingshelfer (Stenotyp.)
Bsp. 4. Leber, am 1. 4. u. 1. 10. Bild u. d. Oberin.

**Im Säuglingsheim Arnstadt (Th.) finden
junge Mädchen
Ausbildung i. d. Säuglingspflege
mit abwechselndem Statoräumen in 1- u.
2-ödr. Zimmern. Näheres durch die Leiterin**

Landwirtschaft — Gartenbau
Gutsfretschheim. Meltsche Halle, fuge
Kochkell. u. Kell. zur
Erstellung. Div. Röhren, Belgien IV, W. 2.1.

DR. FRITZ SCHROEDER'S
Sonnenbräune
Bräunt die Haut
schnell u. natürlich
Verhütet Gletscher- und
Sonnenbrand
Creme und Nußöl
Erhältlich in Drog. und Parfüm.
Preise: 60 Pfg. u. 1 Mark

**Landerziehungsheim für Mädchen + Burtenbach-
Hildelfal (Schwaben)**
a) Allg. Lyzeum.
b) Frauenschule.
Ausbildung in Haushalt, Landwirt-
schaft und Gartenbau. Beide Schulen
staatl. anerkannt. Gesunde Lage,
Park, Sport- und Tennisplatz,
Schwimmbad. Prospekt zu a) od. b)
kostenlos durch die Heimleitung.

Kaufe nur beim deutschen Geschäftsmann!

Postbezieher!
Beachten Sie bitte die wichtige Mit-
teilung im Textteil dieser Ausgabe

Beim Sport
DE MILLERS PFEFFERMINZ

DEUTSCHES ROTES KREUZ
Sindl. Schwesternschaft, Düsseldorf, Moorenstr.
Ausbildung für ausbreitenden befristenden
Frauenberuf mit Abschlußprüfung bietet die
staatl. anerkannte Krankenpflege- und Säuglings-
schwesterenschule in den 10 Kliniken der
Medizinischen Akademie Düsseldorf
(Stadt, Krankenanstalten). Anfragen und Mel-
dungen (mit Rückporto) an Frau Oberin Ledebor

Deutsches Rotes Kreuz
Mutterhaus Augusta-Hospital, Dresden X,
Bismarckstr. 1/4, staatl. anerkannte Kranken-
pflegeschule, nimmt jederzeit junge Mädchen
mit guter Allgemeinbildung als **Ver-
pflegungsschwestern** auf, die über den Abschluß einer
gehobenen Schulbildung verfügen. Alter 19
bis 30 Jahre, 3 jährige Ausbildung mit staatl.
über Krankheitspflegeprüfung. Bewerbungen an
die Frau Oberin mit ausführlichem hand-
schrieblichen Lebenslauf u. Echtheit. Rückporto

Gymnastik — Turnen
Gymnastik-Lehrerin
Der große Frauenberuf! Ausbildung
als Gymnastik-Lehrerin. 4-jährige Schul-
bildung. Gymnastik-Lehrerin. 4-jährige Schul-
bildung. Gymnastik-Lehrerin. 4-jährige Schul-
bildung.

Inseriert im „Deutschem Mädel“